

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / JUNI 1961

3



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Vertriebskennzeichen E 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1961

12. Jahrgang

Drittes Heft — Mai / Juni

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Neckarstraße 36; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: *Pieta aus Weiler bei Eßlingen, 1471.*

Württ. Landesmuseum Stuttgart Aufnahme: Holtmann

INHALT

Münster am Berg
Gedicht von Max Reuschle 89

Schurwald, Neckartal und Filder – der
Dreiklang der Eßlinger Landschaft
Von Werner Kienzle 90

Von der alten Reichsstadt zur Industrie-
stadt
Von Peter Pohl 94

Gründergestalten und Anfangsprobleme
der Eßlinger Industrie
Von Otto Borst 101

Klöster und Klosterhöfe in der Reichs-
stadt Eßlingen
Von Robert Uhland 112

Ein Ehrenmal der Stadt Ochsenhausen .. 126

Friedrich Sautter zum Gedächtnis
Von Angelika Bischoff-Luithlen 127

Musikpflege im Zisterzienserinnenkloster
Kirchheim a. Ries im 17.–19. Jahr-
hundert
Von Paulus Weissenberger OSB 129

Buchbesprechungen 133

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 136



Zeichnung von Walter Kittel

Münster am Berg

Wie eine lichte Lilie
Erbüht du, hohe Halle,
Mit Pfeilern, Streben, Bögen,
In hellen Stein gemeißelt,
Aus Mauern leicht erstanden,
Von deinem Hügelrande
Hinauf in Wind und Licht.

Durch steile Fenster leuchtet
Die Sonne in den Hochraum –
Wie steht er hell geweitet,
Zum Heiligtum gerichtet,
Das still vom Rund umfängen
Abschließt den hohen Weg.

O Domwerk, leicht am Hügel
Empor zum Flug der Falken,
Gebaut mit schlankem Turme,
Du spiegelst Licht und Feuer
Des ewigen Geistes wider:
Du rufst – du ragst – du blüht.

Max Reuschle

Schurwald, Neckartal und Filder - der Dreiklang der Eßlinger Landschaft

Von Werner Kienzle

Es gibt nur wenige Städte in Südwestdeutschland, die solch starke Gegensätze in sich vereinigen wie Eßlingen: Weingärtner- und Industriestadt zugleich, mittelalterliche Reichsstadt mit engen, winkligen Straßenzügen und prächtigen Fachwerkbauten, aber auch Sitz moderner Fabrikationsstätten – so dröhnt diese Stadt vom Lärm der Motoren und der stampfenden Maschinen und bietet doch auch dem kunsthistorisch Interessierten manch versteckte Sehenswürdigkeit in ihren stolzen Brücken und Tortürmen, ihren alten Kirchen und ihren prächtigen Rathäusern. Daß aber diese alte Reichsstadt auch der Mittelpunkt eines weiten Hinterlandes ist, daß sie sich an der Nahtstelle verschiedener Landschaftsräume entwickelt und ausgedehnt hat, das erkennt nur derjenige, der sich nicht allein die Stadt ansieht, sondern auch von einer der zahlreichen Höhen rings um Eßlingen einen Blick auf das Stadtgebiet, das Neckartal und die Landschaft der weiteren Umgebung wirft.

Wenn man als landschaftlich entscheidendes Merkmal Südwestdeutschlands die Verzahnung und Verschachtelung oft gegensätzlicher Landschaften auf engstem Raume bezeichnet, so läßt sich dies am Beispiel Eßlingens besonders deutlich erkennen; denn hier, in der „Eßlinger Landschaft“, treffen drei ganz verschiedene Landschaftsräume aufeinander, verzahnen sich, gehen ineinander über und ergeben so einen landschaftlichen Dreiklang von eigenartiger Harmonie: Schurwald, Neckartal und Filder – jede Landschaft für sich eine abgeschlossene naturräumliche Einheit und doch in ihrem Zusammenwirken und in ihrer gegenseitigen Ergänzung die geschlossene „Eßlinger Landschaft“, in deren Mitte als kulturelles, geistiges und wirtschaftliches Zentrum die Stadt Eßlingen selbst liegt.

Die Filder gehört zwar geologisch noch zur Keuper-Liasstufe, landschaftlich aber müssen wir diese Ackerebene in eine Reihe mit den Gäuflächen des Unterlandes stellen; denn wie das Strohgäu oder das Lange Feld, wie das Obere Gäu oder das Schmidener Feld ist auch die Filderfläche noch heute eine der vielen „Kornkammern“ des Neckarlandes, wenn auch der Lößboden hier nicht wie in den Gäuebenen auf Muschelkalk oder Lettenkohle aufsitzt, sondern auf einer ausgedehnten Liasplatte abgelagert ist. Wenn

sich jedoch im Bereich der Filder über der Keuperstufe noch eine geschlossene Liasdecke erhalten konnte, während in den angrenzenden Keuperhöhen des Schönbuches und des Schurwaldes nur noch letzte Reste der einstigen Liasfläche vorhanden sind, so ist dies jenen Staffel- und Grabenbrüchen zuzuschreiben, die nicht nur den Lauf von Neckar und Fils beeinflusst haben, sondern auch die Filder als Ganzes über hundert Meter einsinken ließen. Darum steigt man vom Schönbuchrand zur Filder hinunter, obwohl man doch in geologisch höher gelegene Schichten kommt; darum aber hat man auch von den Höhen des westlichen Schurwaldes oder vom hochgelegenen Stetten-Weidach aus jenen ungehinderten, weiten Blick über die tieferliegende Filderfläche mit ihren alten Bauernhöfen und ihren vielen neuen Wohnsiedlungen.

Die Filder ist auch heute noch Bauernland, trotz der Nähe der Landeshauptstadt und des industrieerfüllten Neckartales. Zwar haben vom Stuttgarter Kessel und vom Neckartal aus die Wohngebiete schon längst auf die hochgelegene Ackerebene übergegriffen, zwar geht immer mehr des wertvollen Ackerbodens in Bauland über, vermindern neue Straßenbauten, Industrieanlagen oder die Erweiterung des Stuttgarter Flughafens das alte Bauernland, aber die Filder bleibt dennoch in ihrem innersten Kern eine bäuerliche Landschaft. In den Filderdörfern jedoch, die schon durch ihre Ortsnamen die Filder als altes bäuerliches Siedlungsland ausweisen, vermischen sich heute die Bauerngehöfte mit den schmucken Wohnhäusern der Pendelarbeiter, die in den Industriezentren des Stuttgarter und Eßlinger Raumes ihrer täglichen Arbeit nachgehen. So wuchsen Echterdingen oder Sielmingen, Nellingen oder Plieningen, Bernhausen oder Neuhausen zu jenen „Riesendörfern“ an, wie sie heutzutage für die Filder geradezu typisch sind. Außerhalb der Dörfer aber ist die Filder auch heute noch fruchtbares Ackerland, und neben weiten Weizenfeldern dehnt sich der bläuliche Schimmer des Filderkrautes über langgestreckte Ackerstreifen. Im Herbst aber liegt über der ganzen Filderebene der herbe Geruch frischen Sauerkrautes, wenn in zahlreichen Krautfabriken die reiche Ernte des fruchtbaren Filderbodens verarbeitet wird.

Dennoch ist aber die Filder keine eintönige Acker-



Eßlingen mit Blick auf Stuttgart und die umgebenden Höhen

Luftbild Albrecht Brugger, Stuttgart, freigeg. 2/10559

ebene ohne besondere landschaftliche Reize; denn das Rückgrat der Filder bildet das tief eingeschnittene Körsthal, das mit seinen Wiesen und Wäldern, seinen Mühlen und Schlössern, seinen einsamen Wanderwegen und dem mäandrierenden, schnellfließenden Bach genauso das Gesicht der Filderlandschaft bestimmt wie die vielen alten Linden, die sich immer dort finden, wo von höher gelegenen Stellen aus der Blick weit über die wellige Filderebene schweift.

Steil sind die Hänge, mit denen die Filder gegen das Neckartal abbricht, und kurvenreich sind die Straßen, die von Eßlingen aus über den Zollberg zu den stillen Filderhöhen emporführen. Das Neckartal aber zwischen Groß-Stuttgart und Plochingen, in dessen Mitte Eßlingen liegt, ist heute vom Lärm erfüllt. Industrie und Verkehr, stampfende Maschinen, dröhnende Motoren und ratternde Züge bestimmen das Gesicht dieser modernen Industrie-Landschaft, in der Industriezentren und Arbeiterwohnorte fast ohne Unterbrechung ineinander übergehen und dadurch das ganze Tal zu einer einzigen Industrie- und Verkehrsgasse zusammenschließen. Dennoch sind selbst im stark industrialisierten Eßlinger Neckartal die na-

turräumlichen Gegebenheiten der gegenwärtigen Kulturlandschaft noch deutlich erkennbar, die sich trotz der Auswirkungen der modernen Industrialisierung und der weitgehenden Verkehrserschließung nicht verwischen ließen. Noch immer ziehen sich an den sonnseitigen Talhängen Weinberge und Obstwiesen bis zu den lichten Laubwäldern der Schurwaldhöhen empor, und noch immer reicht an den schattseitigen Talwänden der Wald bis in die Talauen herunter. Während so in der Sonnenglut der Eßlinger Neckarhalde und zwischen den Schenkelmauern der Eßlinger „Burg“ ein guter Tropfen heranreift, während zwischen Eßlingen und Mettingen die Weinberge noch heute bis in die Talsohle herunterziehen, drängt sich am gegenüberliegenden „Eisberg“ der Neckar so dicht an die waldbestandenen Talwände heran, daß der Ausbau der vielbefahrenen Bundesstraße 10 hier zu einem ständigen Kampf mit den immer wieder abrutschenden steilen Hängen des Knollenmergels wird. Aus dem Gegensatz zwischen Sonnen- und Schattseite erklärt es sich schließlich auch, warum zwischen Eßlingen und Plochingen die alten Siedlungen stets auf der rechten Seite des Neckars liegen, und zwar

immer dort, wo kleinere Bäche hochwassersichere Schuttkegel in die Neckarauen hinausgebaut haben, während die linke Talseite weitgehend siedlungsarm ist und erst durch Vorstädte, Stadtrandsiedlungen oder neue Wohn- und Industriegebiete siedlungsmäßig erschlossen wurde.

Nur auf der kurzen Strecke zwischen Plochingen und Altbach bildet das Neckartal die Grenze zum Schurwald. Dann schiebt sich zwischen das Neckartal und die Verwerfungen am Rande des Schurwaldes, die den steilen Abbruch des Schurwaldes gegen das Neckartal verursachen, ein Stück der Filderhochfläche zwischen das tiefe Neckartal und den tektonischen Schurwaldrand. Geologisch und landschaftlich kann dieser Übergangsstreifen der „Eßlinger Berge“ nicht zum eigentlichen Schurwald gerechnet werden, sondern er bildet nur die erste Stufe auf der steilen Treppe zwischen dem Neckartal und dem hochliegenden Schurwald. Hier, im Bereich der „Eßlinger Berge“, reichten einst die Weinberge der zahlreichen „Eßlinger Weiler“ beinahe bis an die Liaskante der Schurwaldhöhen heran; hier werden noch heute neben anderem Feldgemüse auch Zwiebeln und Gurken angebaut, denen die Eßlinger nicht nur ihren Spottnamen, sondern auch als wichtigen Zweig ihrer vielseitigen Industrie die Konservenherstellung zu verdanken haben; hier reichen Obstwiesen und Beeren-gärten weit an den Hängen des Schurwaldes empor und bilden so den Übergang von den Weinbergen der untersten Talzone zu den lichten Buchenwäldern des hochgelegenen Eßlinger Stadtwaldes.

Der Schurwald aber, jene langgestreckte Keuperbergzunge, die sich vom Fuße des Hohenstaufens bis vor die Tore der Landeshauptstadt hinzieht, gehört zu jenen Landschaften, die zwar am Wege liegen und doch abseits sind, die den großen Städten unseres Landes nahe liegen und mit ihren verborgenen Schönheiten doch nur wenigen bekannt sind; denn die großen Verkehrswege führen am Schurwald vorbei und nicht durch dieses Waldgebiet mit seiner eigenartigen landschaftlichen Prägung hindurch. Wer in den Schurwald will, der muß die breiten Bahnen des Schnellverkehrs verlassen, muß durch weite Wälder und über buckelige Wiesen wandern und muß auf schmalen Straßen, durch enge Täler und über steile Hänge zu den offenen Höhen dieser Keuperlandschaft emporfinden, von denen der Blick weit und ungehindert über das Neckarland schweift, nach Süden bis zur steilen, felsbekränzten Sperrmauer der Alb, nach Norden bis zu den dunklen Höhenzügen des Welzheimer Waldes.

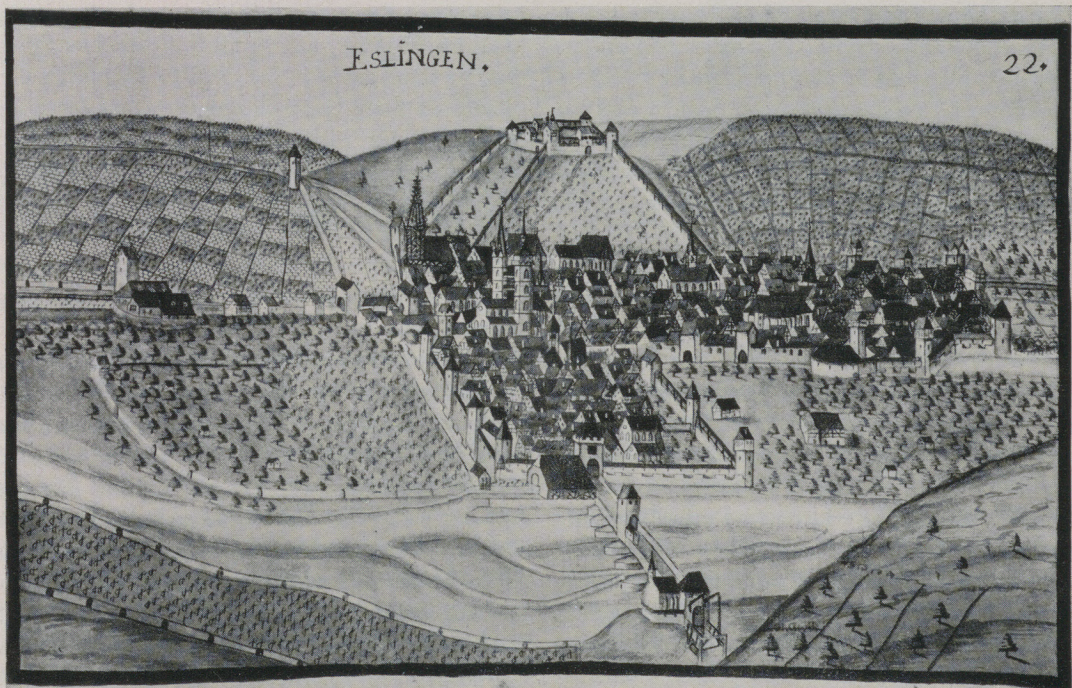
Fast 35 Kilometer lang, vom Wäscherschlösschen am Fuße des Hohenstaufens bis zu den rebenschweren Hängen des Kappelberges bei Fellbach, zieht sich der Schurwald von Osten nach Westen und ist doch an keiner Stelle mehr als zehn Kilometer breit. Trotzdem hat der Schurwald viele Gesichter, denn auf den Höhen dieses langgestreckten Keuperrückens ist das Landschaftsbild einem von Westen nach Osten fortschreitenden ständigen Wandel unterworfen. Ob wir vom kahlen Kappelberg mit seiner eigentümlichen Steppenheideflora oder von der Aussichtsplatte des Kernen über die rebenschweren Hänge und die lichten Buchenwälder des westlichen Schurwaldes in den Stuttgarter Kessel oder auf die Ackerebene der Filder schauen, ob wir von der auf den schmalen Liasriedeln des mittleren Schurwaldes hinziehenden Kaiserstraße aus ins weinfrohe Remstal hinunterblicken oder über die weiten Nadelwälder des östlichen Schurwaldes hinweg zum Sperriegel des Albtraufes hinüberschauen, – wir haben zwar das Gefühl, uns in verschiedenen Landschaften zu befinden, und sind doch immer noch im Schurwald. Denn der landschaftliche Charakter des Schurwaldes bleibt in seinen Grundzügen stets gleich, wenn sich auch einzelne Merkmale ändern: Über weiten, von zahlreichen, hirschgeweihartig verzweigten Nebenflüssen der Rems, der Fils und des Neckars im Bereich der Bunten Mergel ausgeräumten Talzonen, über engen Schluchten, steilen Klingen und über den flach geböschten Terrassen des Stubensandsteins erheben sich die buckeligen Hänge des ewig rutschenden Knollenmergels, die zu den schmalen, ebenen Liasriedeln emporführen, die als letzte Reste der einst geschlossenen Liasdecke von der nagenden Zerstörungskraft der vielen kleinen Bäche übrig gelassen wurden.

Man muß jedoch kein Geologe sein, um das erdgeschichtliche Gesetz im Aufbau der Schurwaldlandschaft zu erkennen; denn es gibt nur wenige Gebiete in unserer Heimat, in denen sich die Gestaltung des Landschaftsbildes so stark den natürlichen Grundlagen angepaßt hat wie gerade im Schurwald: Dort, wo an den Hängen des westlichen Schurwaldes die roten Böden der Bunten Mergel anstehen, finden sich an den sonnseitigen Hängen die besten Weinberg-lagen des Neckar- und Remstales, zieht sich über die schattseitigen Lagen das Blütenmeer der Apfel- und Kirschbäume. Dort, wo in weiten Ausraumzonen, in engen Tälern und auf flachen Terrassen die mageren Böden des Stubensandsteins liegen, dehnen sich die weiten Wälder des Schurwaldes, lichte Laubwälder im Westen und dunkle Nadelwälder im Osten. Die

Buckelhänge des Knollenmergels mit ihren zahlreichen Quellaustritten sind dagegen ein natürliches Wiesenland, über dem dann auf schmalen, fast ebenen Liasriedeln die Äcker der kleinen Rodesiedlungen liegen. Wer den Schurwald wirklich kennenlernen will, der lasse sich von der alten Kaiserstraße führen, vom Kappelberg über das Eßlinger Jägerhaus, über Hohengehren, Schlichten, Oberberken und Adelberg bis zum Hohenstaufen; der blicke von der Barbarossa-Kapelle bei Schlichten ins Remstal hinunter oder von den Mauern des Adelberger Klosters zur Alb hinüber; der steige ins enge Waldtal der Nassach hinunter, wo noch heute die Kohlenmeiler rauchen, und wandere über Rattenharz oder durch das walderfüllte Marbachtal zum Wäscherschlößchen, hinter dessen dunklen Buckelquadern sich der Stammsitz des staufischen Kaisergeschlechtes verbirgt. Allerdings, – wer der Kaiserstraße durch den Schurwald folgen will, der lasse seinen Wagen stehen; denn noch ist dieser ideale Höhenweg als Wanderweg erhalten und nur teilweise als Autostraße ausgebaut. Dem Wanderer aber öffnet sich von der Kaiserstraße aus der Schurwald in seiner ganzen Schönheit, erschließen sich die weiten Wälder und die buckeligen Wiesen, die rebenschweren Hänge und die stillen Waldtäler, die schmalen Ackerstreifen auf den hochgelegenen Riedelflächen und die kleinen

Dörfer, die sich im lichten Grün der Obstbäume verstecken.

Schurwald, Neckartal und Filder – walderfüllte Erholungslandschaft, verkehrsreiche Industriegasse und fruchtbare Ackerebene, Rebenhänge und Weizenfelder, Obstwiesen und Krautäcker, Waldbauerndörfer und Arbeiterwohngemeinden, Industriezentren und Schnellverkehrswege bestimmen genauso das Gesicht der „Eßlinger Landschaft“ wie die verträumten Winkel und engen Gassen, die hochgiebeligen Fachwerkhäuser und die alten Brunnen, die stolzen Brücken und die wehrhaften Türme der alten Reichsstadt, in der sich die Patina vergangener Jahrhunderte mit dem Glanz, aber auch mit der Unruhe moderner Industrialisierung verbindet. Aus der einstigen Reichsstadt aber ist längst eine bekannte Industriestadt geworden, die nicht nur das Neckartal selbst, sondern auch Schurwald und Filder in ihren Bannkreis gezogen hat. Während jedoch das tief eingeschnittene Neckartal Schurwald und Filder landschaftlich voneinander trennt, stellt Eßlingen selbst die zahlreichen Querverbindungen her, die heute die so gegensätzlichen Landschaften des Schurwaldes und der Filder einander näherbringen und mit dem Neckartal zusammen in den sich ergänzenden Dreiklang der „Eßlinger Landschaft“ einfügen.



Eßlingen im Kieserschen Forstlagerbuch 1685

Von der alten Reichsstadt zur Industriestadt

Von Peter Pohl

Wenn ein Reisender von Ort zu Ort durch die süd-deutsche Landschaft fährt, so wird er hier und da ganz unvermutet auf eine Stadt stoßen, die ihn an Eßlingen am Neckar erinnert. So eine Stadt mag sich in einem Flußtal ausstrecken, sie mag in welligem Hügelland liegen, sie mag sich aber auch in der Ebene ausdehnen. Was der Reisende da wahrnimmt, glaubt er vielleicht schon einmal gesehen zu haben. Irgendwie ist aber doch alles anders und er interessiert sich flüchtig dafür, ob die Bürger in dieser Stadt die gleichen Tätigkeiten ausüben, wie woanders oder aber ob es andere sind, die sich von denen in anderen Städten unterscheiden. Wahrscheinlich wird unser Reisender sich aber nicht die Zeit nehmen, darüber nachzudenken oder sogar zu forschen, warum diese Stadt gerade so geworden ist und in welch besonderem Maße sie ihre Existenz gegen eine benachbarte Großstadt zu verteidigen hat.

Obwohl der Reisende weiterfährt, wäre es diese Frage schon wert, an Ort und Stelle untersucht zu werden, um zu wissen, wovon lebt diese Stadt, aus welchen fernen Regionen und Ländern bezieht sie ihre Einnahmen und wohin gehen diese Einnahmen wiederum. Diese Frage ist aber wohl kaum zu beantworten, denn dazu müßte die Stadt Eßlingen am Neckar mit ihren fast 85 000 Einwohnern so behandelt werden, als sei sie eine kleine Nation, und das wäre eine einzigartige Darstellung, die nur mit Hilfe einer besonderen wissenschaftlichen Untersuchungsmethode gelingen könnte. Im Rahmen einer kurzen Veröffentlichung können wir jedoch nur im allgemeinsten in Bild und Wort sagen, wie Eßlingen gewachsen ist, ohne dem Leser die Kompliziertheit so einer Stadt mit allen technischen Details vor Augen führen zu wollen.

In römischer Zeit war die Umgebung der späteren Stadt Eßlingen am Neckar von zwei Straßen durchzogen. Die eine führte von der Donau durch das Filstal rechtsufrig nach Cannstatt, die andere von Cannstatt linksufrig über die Filder nach Rottweil und den Oberrhein. Ende des 3. Jahrhunderts nahmen die Alemannen das Land in Besitz und die neu gegründete Mark erhielt den Namen Eßlingen. Bald sondereten sich Obereßlingen, Mettingen und Hedelfingen davon ab. Die folgenden Jahrhunderte sind in Dunkel gehüllt mit Ausnahme des Jahres 777, in welchem Fulrath, Abt des Klosters St. Denis, seinem Kloster

die Vitaliszelle in Eßlingen vermachte. Dann nahm Eßlingen unter den staufischen Herrschern einen gewaltigen Aufschwung. Anfang des 13. Jahrhunderts wurde das Dorf zur Stadt erhoben. In dieser Zeit erhielt die Innenstadt ihre Mauern, etwas später folgte die Pliensauvorstadt und erst im folgenden Jahrhundert dann die Ummauerung der beiden anderen Vorstädte. Gleich den übrigen schwäbischen Städten, die vorher Königsgut waren, wurde Eßlingen in der kaiserlosen Zeit freie Reichsstadt. Das 16. Jahrhundert brachte die Einführung der Reformation; in den beiden letzten Jahrzehnten des Dreißigjährigen Krieges hatte die Stadt einiges durchzumachen und schließlich kam 1701 ein Unglücksfall ganz anderer Art: Es entstand eine Feuersbrunst, welche die Stadt zum großen Teil in Asche legte. 1802 erhielt Eßlingen mit acht anderen Reichsstädten, sieben katholischen Stiften und Klöstern und dem evangelischen Damenstift Oberstenfeld den Gnadenstoß; es wurde württembergische Oberamtsstadt.

Noch hatte damals die Stadt äußerlich völlig ihr mittelalterliches Aussehen, sie war mit Mauern, Gräben und Türmen umzogen. Das Bild einer geschlossenen Stadt, eines politisch, verwaltungsmäßig und wirtschaftlich auf sich selbst gestellten kleinen Staatswesens bot sich dar. Daß es im Innern dieser Stadt mit ihren 5207 Einwohnern, zu denen noch 1953 von den Filialen hinzukamen, anders aussah, als der äußere Eindruck es vermuten ließ, daß ein großer Teil der Bürgerschaft über die Vetterles-Wirtschaft im Rat und über den in den Ämtern zu beobachtenden Schlendrian sehr erbost war, das ist eine andere Geschichte, auf die hier nicht eingegangen werden soll.

Der steile wirtschaftliche Anstieg der Stadt begann unmittelbar nach dem Übergang der Stadt an Württemberg. Seit dieser Zeit entstand ein Unternehmen nach dem anderen. So 1810 die Tuchfabrik von Chr. Gottlob Steudel, 1811 die mechanische Baumwollspinnerei von Chr. Schöllkopf und die Blechlackierfabrik von Rudy & Co. Es war die Zeit, in der Hedley die erste brauchbare Lokomotive baute, in der Stephenson die Urform der Dampflokomotive schuf (1829) und in der die erste Dampfeisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth eröffnet wurde (1835). Diesem Verkehrsträger verdankt die Maschinenfabrik Eßlingen 1848 ihre Gründung. Schon vorher, 1842, hatte Eß-



Esslingen im Jahr 1824

lingen 18 verhältnismäßig große Fabriken mit 1500 Arbeitern. Dieselbe Stadt, die 1802 nur 2 fabrikähnliche Handwerksbetriebe besaß, stand in der Industrialisierung unter den württembergischen Städten an erster Stelle. Hierbei war es unausbleiblich, daß die landwirtschaftlichen Betriebe verringert wurden und man sich auf Präzisionsarbeit und Feinmechanik verlegte. In den fünfziger Jahren war dann die Textilindustrie auf den zweiten Platz zurückgedrängt worden, wobei dieses industrielle Wachstum durch einen Wohlstand begleitet wurde, der immer breitere Volksschichten ergriff.

So tiefgreifend war dabei die Wandlung des Stadt-

bildes, daß es sich lohnt, diese Veränderungen anhand der beigegebenen Pläne zu betrachten. Der Grundriß der freien Reichsstadt Esslingen zu Beginn des 18. Jahrhunderts unterschied sich kaum von dem im Jahre 1824, wenn auch das Spital z. hl. Caterina am heutigen Marktplatz in dem späteren Plan ebenso fehlt wie einige Tortürme. Der Zeitraum bis 1870 ist gekennzeichnet durch das Auffüllen des Baubestandes innerhalb der Stadtmauern, dann aber vor allem durch die beginnende Bebauung der Vogelsang-Gärten mit der Neckarstraße, der Vogelsangstraße und der Fabrikstraße. Ganz neu entstand 1865 auf dem linken Neckarufer die Pliensauvorstadt. 1871



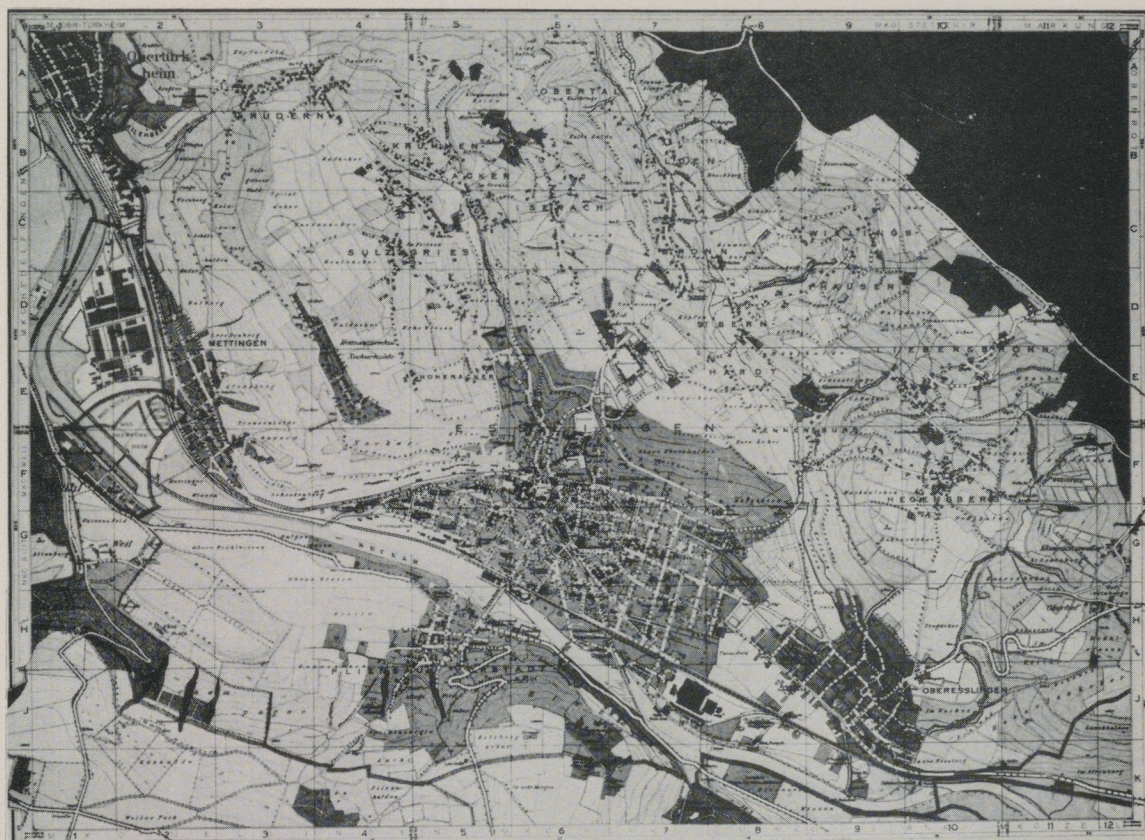
Esslingen im Jahr 1893

zählte Esslingen 17 941 Einwohner. Dem Plan von 1893 ist zu entnehmen, daß die Stadt sich nunmehr in westlicher Richtung entwickelt und die Bebauung der heutigen Pliensauvorstadt weitere Fortschritte machte. Das Schlachthaus auf dem Schelzwasen wurde 1872 errichtet und 1874 die Stadt. Gasfabrik an ihren heutigen Platz verlegt. Die Neckarstraße reichte 1883 bis zum Hammerkanal; in dem gleichen Jahr entstand das heutige Bahnhofgebäude; 1891 stiftete der Kommerzienrat O. Merkel den Alicensteg, dem 1893 der Bau der Agnesbrücke folgte. 1895 wurden 23 923 Einwohner gezählt.

Dann setzte ein gleichmäßiges Wachstum nach allen Seiten ein. Bis 1913 baute man nicht weniger als sechs große Schulgebäude. In das nächste Jahr gehört der Bau der Burgkaserne und der Ingenieurschule. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde 1926 die Filderstraßenbahn in Betrieb genommen und 1929 bis Neuhausen erweitert. In diese Zeit fällt eine außergewöhnlich starke Wohnbautätigkeit. Die Stadt näherte sich Obereßlingen und allmählich entstand baulich

das, was in dem Plan von 1922 verzeichnet ist, eine Stadtlandschaft. So war die Neckarhalde als Neugründung im Sinne der Bodenreform von Damaschke hinzugekommen, so entsteht 1930 die Stadtrandsiedlung Sirnau und so wuchsen auch die Filialorte. Das neue Krankenhaus wurde ebenfalls 1930 gebaut. Wie auch heute, dem Hochbau folgte der Tiefbau. 1933 verlängerte man den Neckarkanal bis Deizisau und zwischen 1935 und 1940 entstand neben der Umgehungsstraße unter dem Eisberg eine Erweiterung der Schwätzbrücke. Mit der Kanalisation der Innenstadt wurde begonnen.

Man kann aber in der Folge in den Plänen von 1936 bis 1941 eine weitere Wachstumsperiode vor dem zweiten Weltkrieg erkennen. Der Plan des Jahres 1949 zeigt, daß die Stadt den Krieg unzerstört überstanden hat. Ab diesem Zeitpunkt setzt dann die baulich bedeutendste Entwicklung ein. Erstaunlich wandelt sich der Grundriß und das Gesicht der Stadt. So sind auf dem Stadtplan von 1954 neu verzeichnet: Eine Erweiterung der Gartenstadt und der Rosselen



Eßlingen im Jahr 1922

in ostwärtiger Richtung. Die Vergrößerung der 1930 angelegten Stadtrandsiedlung Sirnau, das neue Bauquartier am Hohenbühl und in der Pliensauvorstadt eine Erweiterung um nahezu ein Drittel. Parallel daneben wurden aber vornehmlich durch den privaten Wohnungsbau immer mehr Baulücken geschlossen. Die Stadt wächst dann weiter. 1957 finden wir in dem Stadtplan bereits die gesamte Vorstadt Zollberg verzeichnet. Die Neckarschleife zwischen Obereßlingen und Zell ist beseitigt, ein neugebauter Hochwasserschlauch hat die bauliche Entwicklung eines Industriegebietes von 48 ha ermöglicht. Ein Teil dieses Industriegebietes ist bereits durch die Bebauung aufgefüllt.

In einem beinahe beängstigenden Tempo geht diese Entwicklung weiter. Auf dem linken Neckarufer ist nicht weiter gebaut worden, auf dem rechten Neckarufer jedoch hat man Obereßlingen in Richtung Hengensberg mit einem neuen Baugebiet, den Lerchenäckern, mit rund 800 Wohnungen erweitert. Darunter ist im Stadtplan des Jahres 1961 zu erkennen, welche Fortschritte die Besiedlung des Industriegebietes

gemacht hat, und um das Kasernengebiet herum entdeckt man die Ansätze einer weiteren Bebauung: das Baugebiet Kirchäcker ist im Entstehen.

Zweihundert Jahre nachdem Eßlingen württembergische Oberamtstadt wurde, ist diese Stadt kaum wiederzuerkennen, aus einem gewerblustigen Ort entwickelte sie sich zu einem Industriezentrum. Die ehemalige Reichsstadt, an der engsten Stelle des Neckartales mit einer Furt durch den Neckar einst angelegt, sprengte den Rahmen der Talsole; wie in einem überlaufenden Topf kletterte die Bebauung die Hänge des Neckartales empor. Noch macht das linke Neckarufer hiervon eine Ausnahme und auch auf der rechten Seite konnte die Neckarhalde mit ihren sonnenigen Weinbergen sich erfolgreich verteidigen. Auf den Straßen, die einst für Reiter, Pferdegespanne, Karren und Fußgänger gebaut wurden, quälen und mühen sich tausende von Autos. Sie stehen vor der alten Pliensaubrücke aus der Stauferzeit, über die täglich 20 000 Kraftfahrzeuge rollen. Sie kommen auf dem linken Neckarufer nicht weiter, weil trotz jahrelangen Bemühungen der Durchgangsverkehr



Eßlingen im Jahr 1936

immer noch nicht unter den südlichen Brückenjochen hindurchgeführt werden konnte und die bis Stuttgart zweibahnig ausgebaute Bundesstraße 10 ein gesteigertes Verkehrschaos entfacht. In der Hauptverkehrszeit zwischen 17.00 und 19.00 Uhr stauen sich die Autos von Horizont zu Horizont, soweit das Auge reicht.

Gleich dem Schicksal vieler Städte wird das Gesicht der Stadt Eßlingen immer deutlicher vom zunehmenden Verkehr gezeichnet werden. Nicht nur Eßlingen, sondern auch anderen Städten geht es wie dem Zaublerlehrling: sie sind den motorisierten Kräften nicht mehr gewachsen. Ermöglichte einst der öffentliche Verkehr die Entstehung der Städte in ihrer heutigen Größe, so droht jetzt der Individualverkehr die Städte zu zerstören.

Daher sind für den immer enger werdenden und immer gefährlicher beanspruchten Lebensraum in

Eßlingen vorausschauende Planungen notwendig. Ein wesentlicher Faktor darf aber hierbei nicht übersehen werden: die Landschaft als Ganzes, in ihrem Bild und ihrem Charakter. Sie ist der vielfach überforderte Raum, in dem wir leben, in dem wir uns aber auch erholen wollen. Es ist nicht nur wahrscheinlich, sondern sogar ganz sicher, daß in absehbarer Zeit bei Stadtplanungen das systematische Freihalten von größeren, zusammenhängenden Grünflächen ebenso wichtig sein wird, wie neue Wohngebiete auszuweisen, zukünftige Verkehrsbänder vorausschauend festzulegen und alle anderen Maßnahmen für die Besiedlung eines Raumes zu treffen.

Für Wohnungen, für die Industrie und für den Verkehr wird gesorgt. Stadtplanung unter dem Gesichtspunkt einer auf die Landschaft abgestimmten Grünflächenplanung zu betreiben, wird hingegen leider erst zögernd versucht. Man behilft sich meist mit



Eßlingen im Jahr 1961

kleinen Freiflächen, die aber als sanitäres Grün nur eine untergeordnete Rolle spielen. Es wäre schade, wenn man in Eßlingen der Theorie von kümmerlichen „Lungen“ einer Stadt folgen wollte. Wirksame „Lungenfunktionen“ ergeben sich erst aus Himmelsraum und Windrichtung. Schon nach den Feststellungen von Professor Dr. Ebermeyer, München, aus dem Jahre 1885 ist ein Hektar Waldfläche notwendig, um den Sauerstoff zu reproduzieren, den eine Familie für das Atmen, Kochen und Heizen benötigt. Inzwischen ist aber der Bedarf einer Familie an Sauerstoff zu einem Bruchteil von den Mengen geworden, die die Industrie je Arbeitnehmer verbraucht. Diese Gesichtspunkte, eine von der Natur vorgezeichnete ideale Stadtstruktur und nicht zuletzt die Gefahren des Ballungsraumes Stuttgart haben schon bald nach dem zweiten Weltkrieg dazu geführt, den posi-

tiven Generalbebauungsplan durch einen negativen Generalbebauungsplan zu ergänzen. Heute und künftig bebaute Flächen sollen sich mit den für immer von der Bebauung freizuhaltenden Räumen nach Möglichkeit berühren, damit eine Gliederung von Landschaft und Bauflächen erhalten bleibt. War die natürlich gewachsene Gliederung Eßlingens in die historische Altstadt als Hauptkern und die ländlichen Filialorte als Nebenkerne, einschließlich der im Neckartal gelegenen Orte Obereßlingen und Mettingen, schon durch eine Ortsbausatzung des Jahres 1930 geschützt, dann soll jetzt der Landschaftsschutz jene Grünstreifen noch zusätzlich schützen, welche als Weinberghänge, Obstbaugebiete, Wiesen und Felder ländliche Ortsteile von städtischen Siedlungen und den dicht besiedelten Wohn- und Gewerbegebieten der Stadt trennen.



Generalbebauungsplan der Stadt Eßlingen

Dieser Idealvorstellung mit einer weitgehenden Auslegung des Reichsnaturschutzgesetzes standen zunächst die Interessen des Grundstücksmarktes, die Rechtspflege nach dem zweiten Weltkrieg und nicht zuletzt praktische Erwägungen über Landreserven für ein weiteres Ausdehnen der Stadt entgegen. Es mußte daher in der weiteren Folge des Verfahrens der Schutz auf die Flächen beschränkt werden, welche in erster Linie bestimmend für die Landschaft sind und damit als schutzwürdig erschienen. Es sind dies: die Hänge zu beiden Seiten des Neckartales und hier vor allem die Weinberge, die Erholungsgebiete für die Stadtbevölkerung auf den Höhen, die dorthin führenden Wanderwege, die Bach- und Flußtäler, Flächen, welche an topografisch wichtiger Stelle ländliche Vororte voneinander trennen und nicht zuletzt ein Teil des Talgrundes mit einem alten Hofgut. Jedoch nicht allein landschaftspflegerische Erwägungen sind es, welche einen großzügigen auf die ganze Markung ausgedehnten Grünflächenplan als nützlich erscheinen lassen. Hinzu kommen wirtschaftliche

Überlegungen über die recht unterschiedlichen Erschließungskosten in ebenem Gelände und auf hängigem, ungünstigem Baugrund. Stärker vielleicht als woanders muß man sich bemühen, die Bebauung zusammenzufassen, weil besonders im Eßlinger Raum die abwechslungsreiche Keuper- und Liaslandschaft mit ihren Obstgärten und -gärten immer wieder zu sporadischem Siedeln verlockt. Ist jedoch einmal das Bauen an solchen Stellen zugelassen worden, oder es gelingt nicht, der Streubebauungsweise Einhalt zu gebieten, dann zeigen die bisherigen Ergebnisse, daß der alsbaldige Ruf nach Straßen, Versorgungs- und Entsorgungsleitungen, kurz, nach besseren Erschließungsbedingungen jeder Art die Folge ist. Sind diese Bedingungen aber geschaffen, dann kann ein weiteres Bauen nur noch sehr schwer verhindert werden. Auch die ehemalige Gunst der Lage für das Einfamilienhaus mit weitem Abstand nach allen Seiten und guter Aussicht verkehrt sich in das Gegenteil. Darüber hinaus muß die Allgemeinheit den Verlust von wertvollen Erholungsflächen mit viel zu hohen

Erschließungsaufwendungen und Folgekosten bezahlen, wenn einmal die natürlichen Grenzen des Siedlungsraumes überschritten worden sind.

Damit kommt der auf die wirtschaftlichen Folgen des Bauens bedachte Planer aus ganz anderen Erwägungen als der Landschaftspfleger zu dem gleichen Ergebnis: eine wohlüberlegte, zusammenhängende Grünflächenplanung ist wegen ihrer ausgleichenden Funktion gegenüber den überbauten Gebieten und den erheblichen Aufwendungen für die Sanierung einer Streubebauungsweise einfach unerlässlich, da sonst die Landschaft zur Rarität wird und ein beträchtlicher Teil öffentlicher Gelder in widersinniger Weise für ein Zerstörungswerk beansprucht werden muß. Daß die für Straßen, Kanäle und öffentliche Einrichtungen vorgesehenen, an sich schon im allgemeinen stets viel zu geringen Mittel nur sparsam und mit einem möglichst hohen Wirkungsgrad eingesetzt werden, ist ein ausgesprochenes Anliegen der Allgemeinheit, weshalb Bauvorhaben außerhalb des geschlossenen Wohngebietes und noch dazu in geschützten Landschaftsteilen also immer erhebliche Rücksichten auf die Interessen dieser Allgemeinheit entgegenstehen. Somit fehlt es in der Regel an der Grundvoraussetzung, um Ausnahmen zuzulassen.

Aus dem Generalbebauungsplan der Stadt Eßlingen am Neckar ist das Verhältnis von geschützten Landschaftsteilen zu den bestehenden und künftigen Wohn- und Gewerbegebieten abzulesen. Bezieht man die nicht besonders geschützten Waldgebiete noch in

den Landschaftsschutz ein, was praktisch der Fall ist, dann stehen in der fast 85 000 Einwohner zählenden, reinen Industriestadt Eßlingen am Neckar in dem neuen Generalbebauungsplan mindestens genauso große Flächen unter Landschaftsschutz, wie die bestehenden und künftigen Baugebiete beanspruchen. Spätere Beurteiler werden einmal feststellen können, ob auf diesem Weg, den Landschaftsschutz in die Stadtplanung mit einer weitgehenden Auslegung des Reichsnaturschutzgesetzes einzubeziehen, weitergegangen wurde. Jedenfalls bemüht man sich heute sehr, das ursprüngliche Wunschbild zu erreichen, nach dem einmal die Stadt nur noch aus Flächen einer bestimmten Nutzung besteht. In der Darstellung werden dann keine weißen Flächen mehr übrig bleiben. Die geschützten Landschaftsteile beginnen dort, wo die heutigen oder zukünftigen Baugebiete aufhören.

Gab früher im Städtebau fürstlicher oder geistlicher Machtwille den Maßstab ab, war es die den Menschen beherrschende Maschine in der Gründerzeit, so hat sich seit der Jahrhundertwende in einer beinahe international gültigen Konzeption als Maßstab der Mensch durchgesetzt. Deshalb wird neben dem überdachten der freie Lebensraum für die Bürger der Stadt Eßlingen am Neckar benötigt. In einer organischen Gruppierung sollen sich der mittelalterliche Stadtkern, historisch gewachsene Stadtteile, neue Siedlungen, Wälder, Freiflächen und das Wasser gegenseitig ergänzen.

Gründergestalten und Anfangsprobleme der Eßlinger Industrie

Von Otto Borst

Wer die Anfänge dessen, was man heute „Eßlinger Industrie“ zu bezeichnen berechtigt ist, näher erkennen will, steht vor einer methodisch interessanten Aufgabe: die Stadt ist diesen steilen Weg nach oben sozusagen aus dem Nichts heraus gegangen, ohne in wesentlichem Maße an eine äußere Tradition angeknüpft zu haben. Wenigstens in den Umrissen wissen wir heute vom verhältnismäßig großen Reichtum, der die junge Civitas Esslingensis im 13. und 14. Jahrhundert auf ihren Zügen gegen Württemberg begleitet hat. In viel bescheideneren Verhältnissen hat sie sogar noch an den Unternehmungen des deutschen Frühkapitalismus teilgenommen. Da ist der Eßlinger Patrizier Klaus Kreidenweiß, der in der

Mitte des 15. Jahrhunderts als Teilhaber eines Bergwerks bei der Nonnenmühle (Gde. Althütte, Krs. Backnang) auftaucht¹, 1444 als dritter an der Gründung eines Bergbaukonsortiums (Pechkohle) im Zillertal teilnimmt und vier Jahre später dieses Bergwerk, das dann bis 1559 im Familienbesitz bleibt, allein übernimmt und 1523 schließlich als Geldgeber in Schladming im Salzburger Land zu finden ist. 1506 wird ein Hans Zäh in Venedig genannt, wohl derselbe, der acht Jahre zuvor namens der Stadt den Beitritt zum Schwäbischen Bund erklärte, einer der echten Führerpersönlichkeiten einer Zeit, in der die Eßlinger noch als ständige Gäste auf den Messen Basels oder Zürichs anzutreffen waren. Wenige Jahr-



Carl Deffner (1817–1877)

zehnte später, nachdem man, teilweise unter Beteiligung von Eßlinger Handelsleuten und Unternehmern, Goldwäsen am Krebsbach bei Eßlingen angelegt hatte, Unternehmungen, die teilweise bis in das 19. Jahrhundert hinein in Betrieb waren².

Aber die politische Lage, insbesondere die Einkreisung durch das württembergische Territorium hat schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts diese Situation und ihre Möglichkeiten in fast hoffnungsloser Weise erschwert. Noch innerhalb der Aktionen des Schwäbischen Bundes macht die Politik der Stadt einen zurückhaltenden und schließlich nurmehr abwehrenden, im Verhältnis zu früheren Zeiten wesentlich negativen Eindruck, und um 1550 tauchen erstmals Schulden im städtischen Haushaltplan auf. Die Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts, die Besetzungen der französischen Truppen tun das Ihrige. Freilich, das alles hätte nicht unbedingt zum ökonomischen Niedergang führen müssen. Die „Republiken“ Aalen, Lindau, Heilbronn, auch Leutkirch oder Zell am Harmersbach als Schwesterstädte finden eben im 18. Jahrhundert zu neuer Blüte. Eßlingen hingegen ist in seinen wirtschaftlichen Aktionen durch die Nähe Stuttgarts so gelähmt worden, daß es sich kaum aufraffen kann, von seiner Freiheit rechten Gebrauch

zu machen. „Ursachen, warum sich Gewerbsamkeit nicht hebt“, sagt einer der Amtsbürgermeister in einer Schwörtsrede am Ende des 18. Jahrhunderts, „sind vornehmlich das verlegene Wesen, das unter den Handwerkern herrscht und sie wie eine gewisse Schwere immer zu dem allgemeinen Schlendrian herunterdrückt, die fehlende Nacheiferung und Ehrbegierde, sich in Werken der Kunst hervorzutun, die träge Einförmigkeit, die sich vom Vater auf den Sohn fortpflanzt, und die Nachlässigkeit der Jugend, welche sich nicht so auszubilden sucht, daß sie zum freien Denken gewöhnt wird und in ihren Verrichtungen sich über das Gemeine erhebt, auch der Umstand, daß die meisten Handwerker sich lieber vom Feldbau (genauer: Gartenbau) ernähren, von der Hand in den Mund leben und sich wenig Mühe um eine ausgebreitete Kundschaft geben“.

Wobei allerdings unbeachtet gebliebene Ausnahmen diese Regel bestätigen. Man denke allein an die Bauten Eßlingens in der Barockzeit: das „barocke Eßlingen“ ist just in diesen Jahrzehnten der „Depression“ entstanden, gipfelnd in einem Rathausbau, den zeitgenössische Reisebeschreibungen als „das schönste Rathaus nach dem augsburgischen“ bezeichnet haben. Vor wenigen Monaten konnte das Eßlinger Stadtarchiv Kassenjournale der Eßlinger Weinhandelsfirma von Palm aus der Wende des 17. Jahrhunderts erwerben, die doch dartun, daß in privater Hand ein recht ansehnliches Vermögen gelegen haben muß, mit weitreichenden Handelsbeziehungen über den ganzen süddeutschen Raum, ja bis Lübeck und Hamburg hin. Zudem haben neuere Untersuchungen vom Blickwinkel des Herzogtums Württemberg – den zu berücksichtigen und einzunehmen man sich weitgehend gescheut hat – einläßlich nachgewiesen, daß Eßlingen als wirtschaftlicher Faktor für das Herzogtum auch im 17. und 18. Jahrhundert noch eine gewisse Rolle zu spielen imstande ist³. Immer noch ist der Weinhandel ein lohnendes Geschäft, immer noch redet die Stadt im Salzhandel ein Wort mit, und immer noch zehrt das Fildergebiet vom Handel und Handwerk der alten Reichsstadt.

Wenngleich das Bild im ganzen dennoch von negativen Vorzeichen durchzogen bleibt. Von einem wirtschaftlichen *Aufschwung* kann nicht mehr geredet werden, auch wo sich Ansätze zeigen zur Ansiedlung von Handwerksbetrieben und Manufakturen, den Vorläufern unserer heutigen Fabriken. Insbesondere die Mühlen haben da eine größere wirtschaftliche Bedeutung innegehabt und sind da und dort auch in dieser Epoche vergrößert worden. Aus dem Dutzend wichtiger Mühlen ragen heraus die Gewürzmühle,

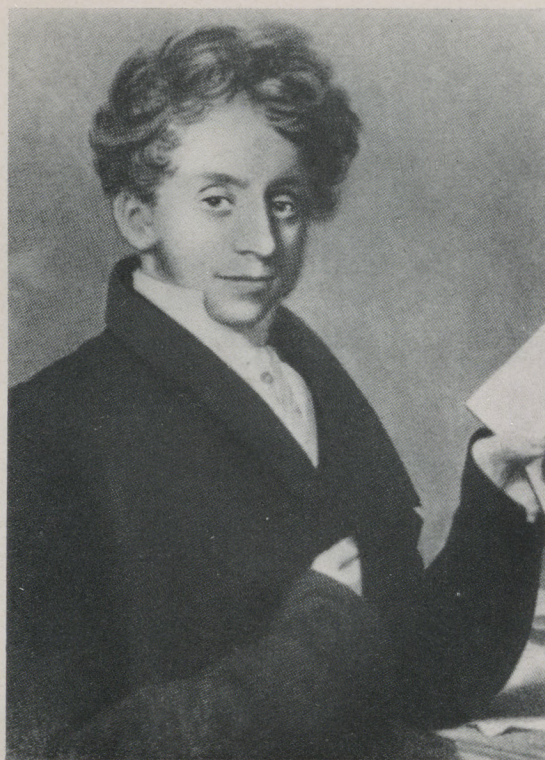
die 1596 vergrößert wurde und als Lampartersche Sägmühle bis 1860 gleichzeitig zu den ersten Betrieben des 19. Jahrhunderts zu zählen ist. Andere Mühlen, wie die Papiermühle, die städtische Pulvermühle auf dem Kesselwasen und drei Walk- bzw. Lohmühlen waren noch im 18. Jahrhundert von einer gewissen wirtschaftlichen Bedeutung. Den ersten Versuch, größere Gewerbsunternehmen zu gründen, unternahm 1679 der kaiserliche Oberproviand-Commissär Immanuel Garb, indem er dem Magistrat zum Vorschlag machte, „eine und andere schöne Manufactur von Seide, holländischer Leinwand und allerlei Tüchern zu errichten und zu solchem Zwecke verschiedene Arbeiter und Weber kommen zu lassen“. Zweifellos ein ernst zu nehmendes Projekt, das in die Linie der merkantilistischen Gründungen, in die diesen Plannungen besonders am Herzen liegenden Seidenindustrien zu rechnen gewesen wäre. Der Eßlinger Rat ist in der Tat auf die Sache auch eingegangen. Aber der Plan zerschlug sich an den offenbar zu hohen Forderungen Garbs und, wie meist in den Reichsstädten bei derartigen Fällen, an den Gegenvorstellungen der Zünfte, die hier ihre Felle vollends davon schwimmen sahen. Wenn man sich des 1709 unter Herzog Eberhard Ludwig gegründeten „Commerz-Collegiums“ erinnert, das 1755 als „Commerz-Deputation“ neu gegründet wurde und gute Dienste geleistet hat als Vorläuferin der Steinbeisschen Zentralstelle, wird der Unterschied zwischen der reichsstadt-eßlingischen und der württembergischen Wirtschaftspolitik besonders eindringlich. Auch die vom Eßlinger Rat schon genehmigte Errichtung einer Kattun- und Zeugfabrik im Jahre 1743 – ein Gewerbszweig, der wenige Jahre später durch den Künzelsauer Schüle in der Reichsstadt Augsburg zu erstaunlicher Blüte gelangte –, scheiterte am Einspruch der Zünfte. Eine 1763 gegründete Fabrik von gefärbtem Papier hörte 1766 wieder auf, weil ihr Unternehmer davonlief. Ebenso wenig kamen zustande die Zitzfabrik des Amtmanns Schönfeld von Schnaitheim im Jahre 1769, die Haarboden-Fabrik der Siebmacher Mössinger und Strauß, die 1796 in Aussicht genommen waren, und die Wollgarnspinnerei, die 1798 die Strumpfstricker der Stadt errichten wollten. Eine 1791 von Apotheker Bonz bei der Pliensaumühle angelegte Salmiakhütte ging 1801 wieder ein, weil die Bewohner der Pliensau sich über den ganz unerträglichen Geruch beschwert hatten.

Vom Standpunkt des 19. Jahrhunderts her, seinem heute vielfach unterschätzten und unverstandenen Aufschwung im wirtschaftlichen Bereich, der fast innerhalb einer einzigen Generation unter außer-



Emil Keßler (1813–1867)

ordentlichem finanziellem Risiko und Opfer ein deutsches Eisenbahnnetz nicht nur im Projekt, sondern in nahezu gänzlicher Ausführung hatte möglich werden lassen, bietet hier die alternde Reichsstadt kein eben erfreuliches Bild. Das Jahr 1802, der Übergang an Württemberg wurde deshalb zur wirklichen Zäsur innerhalb der Stadtgeschichte. Freilich nur in dieser wirtschaftsgeschichtlichen Sicht, nicht in kultureller, auch nicht einmal in politischer. Die historisch-politischen Vorstellungen des nationalstaatlichen 19. Jahrhunderts, der „ächte württembergische Nationalstolz“ eines Karl Pfaff haben hier andere Akzente gesetzt, wie die historische Wirklichkeit es tatsächlich erlaubt. Die Eßlinger Kultur des 19. Jahrhunderts lebt in vielerlei Hinsicht – erinnert sei nur an das Musikleben Eßlingens in dieser Zeit⁴ – unmittelbar aus dem reichsstädtischen Erbe, in manchem Betracht auch die politische Haltung. Männer wie eben Karl Pfaff oder Theodor Georgii sind ohne den Boden der Reichsstadt kaum zu denken, ihre beiden Schöpfungen, der Deutsche Sängerbund und der Deutsche Turnerbund, verdanken der alten, mit liberalen Ideen verbundenen Vorstellung vom „Reichsstaat“ wesentliches, und es ist wohl kein Zufall, daß 1848 die erste württembergische Forderung nach



Georg Christian von Keßler (1787–1842)

einem gesamtdeutschen Parlament am 4. März 1848 in Eßlingen erhoben worden ist, unterschrieben von Hugo Steudel, dessen Großvater noch einer der führenden Köpfe der Eßlinger Stadtaristokratie des 18. Jahrhunderts gewesen ist.

Anders sehen sich die Dinge im Raume der Wirtschaft an. Hier wird der Weg frei, den alle und zumal moderne Wirtschaft braucht, der Weg zu großzügigen und großräumigen Aktionen. Hier wirkt sich der Anschluß an Württemberg bzw. Neuwürtemberg ausgesprochen positiv aus: die Eingliederung in den größeren Raum entbindet die wirtschaftlichen Hemmungen und macht mannigfaltige Kräfte frei. Die staatliche Unterstützung, richtiger: die im damaligen Württemberg außerordentlich gute und so liberal wie möglich praktizierte Wirtschaftspolitik haben die da und dort einsetzende wirtschaftliche Entwicklung in einer natürlichen Weise zu fördern verstanden: ohne den Stuttgarter Handelspolitiker Moritz Mohl (1802 bis 1888) und insbesondere ohne den genialen Präsidenten der Württembergischen Zentralstelle für Gewerbe und Handel, Ferdinand Steinbeis (1807–1893) wäre wohl auch der Beginn der Eßlinger Industrie in dieser überraschenden Intensität kaum zu denken⁵. Man muß da berücksichtigen, daß die wirtschaftstech-

nischen Leistungen den politischen weit voraus waren, daß der 1828 zwischen Württemberg und Bayern geschlossene Zollvereinsvertrag die Gesamtsituation ebenso günstig beeinflußt hat wie der allgemeine deutsche Zollverein von 1834, für die gesamte deutsche Wirtschaftsgeschichte von weittragender Bedeutung und ein Einschnitt ersten Ranges⁶.

Allein, die jederzeit primären Faktoren, die alleinigen Erklärungen sind damit nicht gegeben. Heilbronn oder Ulm standen ja unter denselben Vergünstigungen und haben doch den wirtschaftlichen Aufstieg, trotz günstigster Verkehrslage, nicht in der gleichen Wucht erlebt, wie das in Eßlingen zwischen 1825 und 1850 konstatiert werden muß. Auch Reutlingens Industrialisierung, durch die „Reutlinger Artikel“ im Laufe des Jahrhunderts weithin bekannt geworden und gerade damit an Vorarbeiten der reichsstädtischen Zeiten anknüpfend, setzt vergleichsweise später ein. Neuere Forschung, die sich der Standortbedingungen einzelner Wirtschaftszweige und -zentren angenommen hat, ist mit Recht auf die einflußreichen Wirkungen behördlicher Maßnahmen zu sprechen gekommen. Aber sie hat auch auf die einzelne, individuelle Leistung verwiesen, auf die Initiative des Menschen, die mehr oder minder zufällige geographische Gegebenheiten übergeht oder umformt nach eigenem, nicht mehr erklärbarem Willen. Ohne den Genfer Calvinisten Ador wäre heute in Pforzheim keine Goldwarenindustrie, ohne den Pfarrer Philipp Matthäus Hahn, der bezeichnenderweise in Eßlingen wichtigste Inspirationen für sein mathematisch-technisches Lebenswerk empfang⁷, keine Feinmechanik und vielleicht überhaupt keine Industrie in Onstmettingen und im verkehrsschwierigen Gebiet der Balingen Alb.

Es sind einzelne Persönlichkeiten gewesen, die aus schöpferischer technischer oder geschäftlicher Begabung heraus im genauen Sinne des Wortes ‚gegründet‘ haben: ein außerordentlich gewagtes und für das Schicksal einer ganzen Epoche entscheidendes Unterfangen. Auch vor den Gesichtern dieser „Gründer“ wird man etwas gänzlich Neues erkennen, das sich hier in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kompromißlos zu regen beginnt: das Vorhaben, die Erde insgesamt aus dem Geist der Maschine zu organisieren. Wobei das schöpferische Element im Tun dieser Männer betont werden darf. Zwar ist der Eßlinger Seifenfabrikant Gruner von der Steinbeisschen Zentralstelle als Fachmann für Seifenfabrikation „ausgesucht“ worden; was aber daraus wurde, „eine sehr bedeutende Produktion“⁸, war letzten Endes seine persönliche Leistung. Und Emil Kessler hat die

Zentralstelle in ihren Bemühungen um „Fertigung von Motoren“ mit seinen weitblickenden Dispositionen geradezu enthoben, ganz abgesehen davon, daß es ihm „sofort“ gelang, einen Betrieb aufzubauen, der 1866 tausend Arbeiter zählte, „in der damaligen Zeit eines der größten deutschen Unternehmen“⁹. Vielleicht darf die Selbständigkeit dieser Pioniere damit illustriert werden, daß im Eßlingen der Jahrhundertmitte eine Handels- und Gewerbekammer wie in Stuttgart, Ulm, Heilbronn und Reutlingen nicht existierte, daß die einzelnen Aktionen auf höchster Ebene nicht förmlich koordiniert, sondern nur im lockeren, fast familiären „Fabrikskranz“ zusammengehalten waren. Was alle Reglementierung unnötig gemacht hat, war ihre persönliche Überlegenheit. Sie haben beides in sich vereinigt: technisches Können und außerordentlichen Geschäftsgeist, und sie sind fast alle beides, Ingenieure, Konstrukteure und Leiter ihrer Firmen.

Die meisten ihrer Namen leben heute noch weiter. Da ist der Kupferschmied Christian Wagner (1740 bis 1811), aus einem alten, dem Handwerk stets treu gebliebenen Geschlecht, das zurückgeht auf Peter Wagner, den Keßler von Forchheim, der 1524 das Bürgerrecht der Reichsstadt Nördlingen erworben hat. Da ist Johann Heinrich Rudy (1781–1837), dessen Vater Lackierfabrikant in Neuwied gewesen war, der nun zusammen mit Kaspar Bodmer (1782–1835) in Eßlingen die Handschuhindustrie begründet, beides Reformierte, Angehörige also eines disziplinierten, arbeitsgewohnten Gemeinschaftschristentums. Daneben tritt Eberhard Friedrich Dick (1784–1809), dessen Vorfahr, Martin Dick, aus Blaubeuren zu Beginn des 17. Jahrhunderts nach Eßlingen gekommen war, dessen Sohn, Johann Friedrich Dick (1813 bis 1873) und Enkel Paul Friedrich Dick (1851 bis 1938) dann den Schritt vom Handwerksbetrieb zur Weltfirma gehen. Georg Christian (von) Keßler (1787 bis 1842) ist in der Reichsstadt Heilbronn geboren, als Sohn des dortigen Organisten: er begründet die heute älteste Sektkellerei Deutschlands. Karl Christian Ulrich Deffner (1789–1846) ist in Ludwigsburg geboren, als Sohn des Fürstl.-Hohenloheschen Hof-Miniaturmalers Christoph Friedrich Deffner; sein Sohn Carl Deffner (1817–1877) wird zu einer der führenden Gestalten dieser Gründergeneration, als Mitglied der Württ. Gesellschaft für die Beförderung der Gewerbe (von 1830 bis 1848) und des Kollegiums der Zentralstelle von Einfluß für die industrielle Entwicklung des ganzen Landes. Dann die ersten Männer der späteren Firma „Eßlinger Wolle“: Conrad Wolf (1794–1857), in Weil der Stadt geboren als Sohn



Johannes Merkel (1798–1879)

eines Gerbers, der zunächst Werkführer bei Keßler war und hernach sein Können der aufstrebenden Firma Merkel & Kienlin lieh. Beide Namen knüpfen sich an Johannes Merkel (1798–1879), dessen Ahnen aus der Reichsstadt Ravensburg stammen, dessen Sohn Oskar Merkel (1836–1912) noch heute in Eßlingen unvergessen ist, an Ludwig Tobias Kienlin (1804–1881), dessen Vorfahren schon in Ulm im Reformationsjahrhundert genannt werden. Schließlich gehören dazu Jakob Ferdinand Schreiber (1809 bis 1867), dessen Väter aus dem württembergischen Leutenbach bei Winnenden stammen und dort bis zum Dreißigjährigen Krieg zu verfolgen sind, Carl Weiß (1809–1889), aus altwürttembergischer Familie stammend, die ihre Ahnenreihe bis 1591 zurückverfolgen kann, Jakob Heinrich Roser (1811–1891), aus einer reichsstadt-straßburgischen Familie, die seit dem Ende des 17. Jahrhunderts in Stuttgart ansässig ist, dort unter Jakob Heinrich die Gerberei zum Großbetrieb ausgebaut und seit 1875 dann in Eßlingen ihre Heimat gefunden hat. Und endlich der weit über die Grenzen Südwestdeutschlands hinaus bekannt gewordene Emil Keßler (1813–1867), in Baden-Baden als Offizierssohn geboren, aus einer seit 1700 nachweisbaren Handwerkerfamilie aus Marburg a. d.

Lahn, „einer der ganz Großen im Reiche der Technik“¹⁰, dessen Weitblick auf Gottlieb Daimlers Tätigkeit von lebensentscheidendem Einfluß war: sein Sohn Ludwig (1856–1915) hat als Leiter der Eßlinger Maschinenfabrik das väterliche Erbe in getreulicher Weise weitergeführt.

Um Mißverständnisse zu vermeiden: diese Namen sind nicht ganz identisch mit denen der ersten Eßlinger Firmen. Die Gewerbstabelle von 1813 nennt die Wollen-Manufaktur von Chr. Steudel & Co., die mechanische Baumwollspinnerei von Chr. Schöllkopf, außerdem diejenige von 1829, dazu die Textilfabrik der Gebrüder Hardtmann und die Bijouteriewarenfabrik des Jakob Levi. Die Lebensdauer dieser Betriebe war indes von verhältnismäßig kurzer Dauer; was die anderen eben genannten geschaffen haben, war der Grundstock der heute in Blüte stehenden Eßlinger Industrie. Die Herkunft dieser Männer ist von besonderer Bedeutung. Man wird insgesamt sagen dürfen, daß diese Eßlinger Industrie nicht durch alt-eßlingische, reichsstädtische Familien gegründet worden ist. Unter den im Jahre 1813 eingetragenen Fabriken – damit sind also nicht gemeint die Handwerksbetriebe, die schon in reichsstädtischer Zeit bestanden, sich im Gegensatz zu anderwärtiger Entwicklung¹¹ doch verhältnismäßig lange als solche auch im 19. Jahrhundert in Eßlingen gehalten und wie die Firmen Dick, Wagner und Straßacker erst in den 60er Jahren oder noch später zur „Fabrik“ im modernen Sinne gefunden haben – tauchen in der Reihe der Inhaber nur zwei Namen auf, die schon in der Reichsstadt Eßlingen zu Hause waren: die Steudel, die aus Schneeberg in Sachsen kommen, 1703 erstmals in Eßlingen genannt werden und im 18. Jahrhundert ganz im Widerspruch zur sonstigen Regel bald eine führende Rolle in der Aristokratie der Stadt spielen, und die Schöllkopf, die aber zweifellos mit den schon im 13. Jahrhundert in Eßlingen nachgewiesenen Schellkopf nichts zu tun haben, sondern ebenfalls im 18. Jahrhundert – aus der Geislinger Gegend – zugezogen sind.

Alte Eßlinger Familien sind damals freilich noch am Leben und auch führend gewesen. Aber sie haben sich, ohne recht den Anschluß an die ausschließlich „industriösen“ Tendenzen der neuen Zeit gefunden zu haben, verausgabt und verloren im weiten Raum einer vorab kulturellen und politischen Betätigung und sind draußen zu hohen Ehren gelangt, die Schloßberger, Steudel, Keller, Weinland, Herwart oder Bacmeister: als Professoren, als Pfarrer, als Journalisten oder Offiziere. Es wäre nicht ohne Reiz, diesen Strömen einmal nachzugehen, die sich aus den

innerschwäbischen Reichsstädten im allgemeinen in die beispielsweise „württembergisch“ auftretende Kultur des 19. Jahrhunderts ergossen haben und ohne die sich der Aufbruch der 48er Tage wohl gar nicht denken ließe. Wer hier in Eßlingen im besonderen „gegründet“ hat, war indes ein anderer Schlag und eine neue Generation. Eine, das darf in aller historischen Objektivität gesagt werden, die doch viel mehr positive als negative Züge aufzuzeigen weiß. Die Merkmale der eigentlichen „Gründerzeit“, mit der unsere Geschichtsschreibung die Jahre nach 1870 meint, Jahre, die mitgeprägt sind durch den Egoismus des einzelnen, durch Profitgier und wildes Strebertum, mit Nachwirkungen, die heute noch nicht ganz überwunden scheinen und die Männer wie Hermann Kurz noch in den 70er Jahren gut gesehen haben: diese Makel kennt die Frühgeschichte der Eßlinger Industrie im wesentlichen nicht. Gewiß, das seltsam janusköpfige Gesicht dieser auch romantischen ersten Jahrhunderthälfte hat sich auch in die Züge der „neuen“ Oberamtsstadt eingegraben. 1811 wird mit dem Abbruch der Spitalgebäude begonnen, vier Jahre später eröffnet Karl Alexander Heideloff sein großes schriftstellerisches Lebenswerk mit einem resignierenden Aufsatz über „Die Hospitalkirche St. Catarina zu Eßlingen“¹², und während Achim von Arnim oder Mörike, Brahms oder Christian Mali, Lenau oder Alexander von Württemberg in Eßlingen geradezu die „Stadt aus dem Musterbuche der Romantik“¹³ erkennen, fallen ihre Tore, Türme, Kapellen und Mauern, ohne daß, über Jahrhunderte hin, je ein Kanonenschuß gefallen wäre, einer baulichen Entwicklung Raum gebend, die Ricarda Huch in den „gleichgültigen, wenn nicht häßlichen Straßen“ Eßlingens wiedererkannt hat¹⁴.

Wer aber wird hier einzelnen Schuld geben wollen? Tatsache ist, daß sich gegen die Mitte des Jahrhunderts mehr und mehr Protest gegen diesen „öffentlichen Ausverkauf“ laut gemacht hat, daß die Eßlinger Gründergeneration im ganzen von einem ausgesprochenen Verantwortungsgefühl getragen war. Ihre Mitglieder sind nicht die führenden Männer in der Stadt gewesen, sondern geradewegs die Autoritäten der Stadt, mit dem deutlich spürbaren Bewußtsein, nicht nur für sich, sondern für die Gemeinsamkeit da zu sein. Während die Namen der Bürgermeister Eßlingens aus jener Zeit heute so gut wie vergessen sind, sind diejenigen der beiden Deffner bis heute leuchtende Beispiele geblieben: auch in tieferem Sinne des Wortes darf der ältere, künstlerisch und organisatorisch gleich Begabte, als „der Vater der württembergischen Metallwarenindustrie überhaupt ange-



Sog. „Eßlinger Fabrikskranz“ – Stehend von links nach rechts: Westerlin (bei Deffner) – Carl Deffner – Stitz (bei Keßler & Co.) – Ludwig Kienlin – Ehrmann – Dir. Ehrhard (Maschinenfabrik) – Dir. Schröder (Maschinenfabrik) – Sitzend: Hardtmann – Blum (bei Deffner) – Haag – Johannes Merkel – Trick – Dir. Frick (Maschinenfabrik) – Wilhelm Deffner

sehen“ werden¹⁵, und der jüngere hat das Gesicht Eßlingens zwischen 1830 und 1880 in wirtschaftlicher, politischer und – wohlgemerkt – kultureller Hinsicht in tatsächlich entscheidender Weise mitgeprägt¹⁶. „Die Männer des Erwerbslebens hatten damals wenig Neigung“, wurde jüngst im Hinblick auf diese erste Gründergeneration in Deutschland gesagt¹⁷, „unmittelbar an den öffentlichen Dingen teilzunehmen“. Von den Anfängen und Gründergestalten der Eßlinger Industrie her gesehen bedarf dieser Satz der Korrektur: weil der Boden auch gerade im sozialen und politischen Sinne aufbereitet werden mußte, sind die Maßnahmen und Unternehmungen dieser Männer auch immerzu mit einem klaren politischen Akzent versehen, ganz im Unterschied zu ihren Vorgängern in der Barock- und Aufklärungszeit¹⁸. Ja, man hat sich nicht gescheut, mit sehr konkreten Vorstellungen in die politische Diskussionen der Zeit zu gehen; Johannes Merkel beispielsweise war einer von denen, „denen die Wiedererrichtung der alten deutschen Reichsherrlichkeit als einzige organische Lösung des politischen Wirrwarrs erschien“¹⁹.

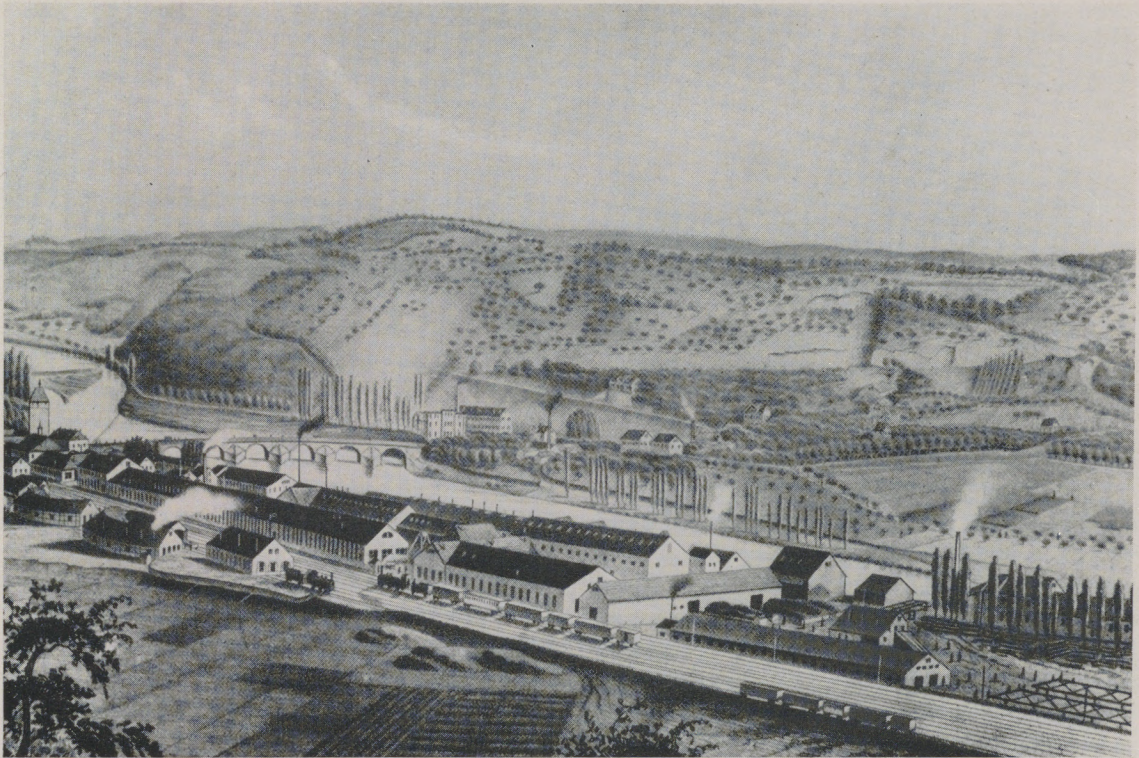
Gewiß, die Stadt hat – wie der Staat – anregend und fördernd gewirkt. Das eine Beispiel der Schöllkopfschen Spinnerei zeigt das recht deutlich: 1812 werden

Steine der Stadtmauer, ein geradezu symbolischer Vorgang, zum Bau der Schöllkopfschen Fabrik hergegeben, 1815 empfiehlt die Stadt Schöllkopfs Antrag bei der Regierung, ein Gesuch um Befreiung von der Gebäude- und Gewerbesteuer, „weil sein Geschäft erst im Entstehen begriffen wenig abwerfe und viele arme Leute beschäftige“²⁰. Die Eßlinger Maschinenfabrik des Jahres 1846 entstand unter Staatsbeteiligung und unter persönlicher Mitwirkung des Königs, auch dann des Bankhauses Doertenbach, die 1856/57 gegründete Württ. Baumwollspinnerei und -weberei Brühl wurde vom Bankhaus Doertenbach und von Schweizer Kapital finanziert und stand auch zunächst unter schweizerischer Leitung²¹.

Aber das sind doch die großen, gewichtigen Ausnahmen geblieben. Auf die Breite hin gesehen ist die Initiative von den Industriellen selbst ausgegangen, die mit Energie und Weitblick die Probleme dieser neuen Zeit erkannten und, soweit das menschenmöglich war in dieser spannungs- und krisengeladenen Wende, auch zu meistern verstanden. „Wird auch der industrielle Kampf“, sagt Carl Deffner vor der ersten Eßlinger Gewerbeausstellung im September 1843, „wie nicht verkannt werden darf, immer schwieriger, so wachsen auch unsere geistigen und materiellen Hilfsquellen hoffentlich in gleichem Maß-

stab. Es ist besonders der verbesserte Unterricht, den auch, Dank sei es den Regierungs- und städtischen Behörden!, unsere Jugend zu genießen hat, von welchem gute Wirkungen zu erwarten sind . . . Thun wir unsere Schuldigkeit, machen wir uns immer freier von niederer Selbstsucht und behalten dagegen das allgemeine Wohl als die sicherste Quelle des Wohles der Einzelnen unverrückt im Auge . . .“²². Die gemeinsamen Anstrengungen gehen auf die Ausbildung des „unterrichteten, fleißigen und geordneten Mannes“, wie Deffner einmal formuliert, und man hat diesem Ziel ein beträchtliches Maß an Zeit und finanziellen Mitteln geopfert. Man wird da festhalten müssen, daß die Eßlinger „Industrieschulen“ zu den ältesten des Landes zählen, daß die gewerbliche Fortbildungsschule der Stadt ihre Existenz in erster Linie den Eßlinger Unternehmern verdankt²³, daß die 1842 vollzogene, 1869 erneuerte Gründung des Eßlinger Gewerbevereins in ihrer Zielsetzung und in ihrer Wirkung weit über die Grenzen eines Interessenverbandes hinausgegriffen hat, daß das spätere Städt. Krankenhaus zum einen Teil in dem von Gewerbe und Handel 1861 gegründeten „Arbeiter- und Dienstboten-Krankenhaus“ seinen Vorläufer hat, daß das Gaswerk im Jahre 1855 nicht von der Stadt, sondern als gemeinsames Unternehmen Eßlinger Industrieller und der württembergischen Eisenbahnverwaltung ins Leben gerufen wurde, und so fort: der Alicensteg, das Merkelsche Schwimmbad sind neueste Beispiele für diesen Dienst an der Allgemeinheit. Vielleicht muß in diesem Zusammenhange auch erwähnt werden, daß hier in der aufwachsenden Industriestadt Eßlingen auch die überörtlichen Verflechtungen von Anfang an nicht aus dem Auge verloren wurden, daß die Einrichtung einer Zentralstelle für Gewerbe und Handel in Württemberg auf einem 1848 nach Eßlingen einberufenen Gewerbekongreß gefordert und noch in diesem Jahre konstituiert wurde. Wie viel Vorbildliches auf diesem raschen Weg zur Industriestadt geleistet wurde, zeigt sich nicht allein darin, daß die gleiche Stadt, die 1780, wie ein Bericht feststellt, an Industrie „gänzlichen Mangel“ hatte, im Jahre 1830 der Arbeiterzahl und der durchschnittlichen Betriebsgröße nach an erster Stelle unter den württembergischen Städten steht, sondern auch darin, daß die erste von einem privaten Unternehmer in Württemberg erstellte Arbeiterkolonie schon Anfang der 60er Jahre durch die Württ. Baumwollspinnerei und Weberei Brühl errichtet worden ist, daß Eßlingens am 1. April 1894 ins Leben gerufene Arbeitsvermittlungsstelle als erstes kommunales Arbeitsamt Deutschlands angesehen werden darf.

Welche Industrie ist dabei geschaffen worden? Schon die geographischen Gegebenheiten zeigen die Grenzen: das Wesentliche zum Aufbau einer Schwerindustrie, Kohle und Erz, sind nicht vorhanden. Die früh genutzten Wasserkräfte können die Kohle nur teilweise ersetzen, wenngleich die Stadt gerade in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts außerordentliche Geldmittel für den Ausbau ihrer „Kanäle“ verwendet hat. Das Stuttgarter Innenministerium hat damals bezeichnenderweise Ansprüche an der Benützung dieser Wasserkräfte geltend gemacht, nach ausgedehnten Reichsstreitigkeiten schließlich mit negativem Erfolg. Einheimische Rohstoffe, die eine Nahrungsmittelindustrie, die Bierbrauereien, Möbelschreinereien oder Papierfabriken in Heilbronn, Stuttgart, im Filstal und anderswo hervorgebracht haben, standen hier in Eßlingen ebenfalls nicht in ausreichendem Maße zur Verfügung. Eine Industrie mußte sich, wollte sie diesen Namen verdienen, vorzugsweise an solche Gewerbebezüge halten, bei denen der Rohstoff im Verhältnis zum Seltenheitswert bzw. dem Wert der daran gewendeten Arbeit – buchstäblich genommen – wenig ins Gewicht fällt, d. h. die niedrigsten Frachtkosten verursacht und für die Fertigung verhältnismäßig wenig Maschinenkraft verlangt. Das ist Feinindustrie: Feinmechanik, Textilindustrie in allen ihren Verzweigungen, Lederindustrie. Sie hat in Eßlingen nach 1802 Fuß gefaßt, wobei noch einmal bemerkt werden muß: ohne eigentliche Tradition, ohne Bodenständigkeit, wie das Gmünds Schmuckwarenindustrie oder Reutlingens Gerber- und Färberindustrie für sich beanspruchen darf. Wenn im Eßlinger Fall schon von Tradition geredet werden soll, dann kann nur der schon tief in reichsstädtischer Zeit und Not wurzelnde Hang zum Rechnen geltend gemacht werden. Es ist ja wohl kein Zufall, daß die führenden Geister Eßlingens seit der Reformationszeit Repräsentanten gerade der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen gewesen sind: der fortwährende Wettbewerb um die eigene Existenz hat im reichsstädtischen Raum das Einschätzen und Abwägen der Chancen, den unbestechlichen Blick für die Wirklichkeit geradezu zur Notwendigkeit gemacht, und die Linie Michael Stifel – Tobias Mayer – Gottlieb David Kandler – Johann Gottlieb Steudel, alles hervorragende Mathematici und Naturforscher der reichsstädtischen Epoche, findet ihre natürliche Fortsetzung in Carl Deffner oder Ferdinand (von) Hochstetter. Der Vater von Carl Oechsle, der in Eßlingen dann eine optische Werkstätte solchen Ranges aufgebaut hat, daß der Stadtrat sie 1823 „in gleichen Rang mit London und München“



Das alte Werk der Maschinenfabrik Eßlingen am Bahnhof, abgebrochen 1912
(Lithographie der 60er Jahre)

zu setzen bereit war²⁴, war noch Freiherrlich-Palm-scher Kutscher in Eßlingen, und auch die Instrumen-ten-Werkstätte des Eßlinger Mechanikus Bopp hat in diesen 30er Jahren bei den Universitätsinstituten und Forschungsanstalten Deutschlands einen ausge-zeichneten Ruf genossen.

Vereinfacht wird man sagen dürfen: Karl Christian Ulrich Deffner hat die Eßlinger Metallwarenindustrie begründet, Georg Christian Kessler das Nahrungs-und Genußmittelgewerbe und zugleich die Textil-industrie, Rudy und Bodmer die Leder- bzw. Leder-handschuhindustrie, Paul Friedrich Dick, freilich erst nach 1860, die Werkzeugindustrie. Gewisse Verschie-bungen innerhalb der Kapazität dieser einzelnen In-dustriezweige kündigen sich schon vor 1860 an. Bis 1842 steht die Textilindustrie noch mit beträchtlichem Vorsprung an erster Stelle, sie selbst in unmittelbarem Konnex mit der Textilbranche des mittleren Neckar-tales²⁵, ihr folgt die Handschuhindustrie, an dritter Stelle die Metallindustrie. Auch noch in den 50er Jahren nimmt die Textilindustrie den ersten Platz ein, vor allem der mittlerweile gegründeten Württ. Baumwollspinnerei und Weberei wegen, an deren Gründung Emil Kessler wesentlichen Anteil hatte.

1862 aber ist die Metallindustrie auf den ersten Platz gerückt; sie beschäftigt schon doppelt so viel Arbeiter wie die Textilindustrie. An dritter Stelle rangiert jetzt die Lederhandschuhindustrie, die sich damals eben von einem starken Rückschlag erholt hatte, dann schließlich die Nahrungs- und Genußmittelindustrie, die nach einem Aufblühen jetzt, um 1860, Rückgänge zu verzeichnen hatte. Daß sich der von Christian Gottlieb Steudel schon im Jahre 1818 am Eisberg versuchte, modische Steinkohlenbergbau auch in den 30er Jahren unter der Führung von Tobias Steeb und 1846 mit der Gründung eines Steinkohlenaktien-vereins²⁶ nicht durchsetzen konnte, bleibt für unsere Sicht verständlich; die geologischen Bedingungen hier-für waren doch zu ungünstig, um den eingefahrenen anderen Branchen noch eine echte Konkurrenz bieten zu können.

Die Anfangsprobleme dieser frühen Eßlinger Indu-strie sind damit schon eigentlich zur Sprache gekom-men. Sie liegen nicht etwa, wie dann in unserem Jahr-hundert mehr und mehr, in der Suche nach Raum und Arbeitsplätzen, im Mangel an Arbeitskräften; es sind in erster Linie Verkehrsprobleme. Man muß da be-denken, daß die erste Eisenbahnstrecke Württem-



Die von Merkel und Wolf gestellte Gruppe im Festzug zum 25jährigen Regierungsjubiläum des Königs Wilhelm I. von Württemberg 1841

bergs, das Stück von Cannstatt bis Untertürkheim, erst am 3. Oktober 1845, also wenigstens eine halbe Generation nach der Etablierung der ersten Eßlinger Betriebe eröffnet wurde, daß der regelmäßige Eisenbahnverkehr zwischen Untertürkheim und Eßlingen erst am 20. November 1845 aufgenommen werden konnte. Dazu kam die Tatsache, daß Eßlingen auf dieser Strecke Stuttgart-Ulm, im wesentlichen der alten Reichsstraße Speyer-Ulm, nurmehr als Durchgangsstation gelten konnte, ein Umstand, der schon den reichsstädtischen Jahrhunderten schwer zu schaffen gemacht hatte, nachdem schon vor 1500 die Möglichkeit, an dieser Wasserstraße eine eigene monopolistische Stapelpolitik aufzubauen, für immer genommen war. Insbesondere der Handel des frühen 19. Jahrhunderts hat das in Eßlingen fortwährend als sehr erschwerendes Moment empfunden und Stuttgart beneidet, das Eisenbahnknotenpunkt wurde: eine für den Großhandel vor allem damaliger Zeiten unerläßliche Voraussetzung. Aber auch die einzelnen Industriezweige klagten, abgesehen von der Gunst des Neckars und seinen „Kanälen“, über die ungünstige Verkehrssituation; man empfand sich abseits der großen Wirtschaftsgebiete und fern vom Weltverkehr. Wer bedenkt, daß die deutsche Textilindustrie jener Zeiten mit einer starken englischen Konkurrenz, die Handschuhindustrie mit der Überlegenheit der französischen Handschuhfabriken zu kämpfen hatte, wird feststellen müssen, daß die Eßlinger Industrie vom ersten Anfang an mit einer erheblichen Mehrbelastung durch Frachten wie überhaupt durch Unkosten für die Zufuhr der Rohstoffe und Halbfabrikate und für den Absatz der Fertigfabrikate zu rechnen hatte. Um ihre Konkurrenzfähigkeit zu erhalten, haben sich die Eßlinger Betriebe deshalb in ganz bestimmten, sozusagen vorgezeichneten Bahnen bewegen und vor allem der Verkehrsfrage ihre besondere Aufmerksamkeit schenken müssen. Von den

Chancen des Verkehrs hing – und hängt – das Schicksal der Eßlinger Industrie im besonderen Maße ab. Die Platz- und Raumfrage indes hat damals so gut wie gar nicht bestanden; sie wird eigentlich greifbar und Anliegen der Öffentlichkeit erst in der großen Ortsbausatzung des Jahres 1928.

Ohne den Menschen, ohne den Arbeiter wäre diese erstaunliche Aufwärtsentwicklung nicht möglich gewesen. Man wird sagen können, daß die Gründer der Eßlinger Industrie, trotz aller Traditionslosigkeit in äußerer Hinsicht, diesen Status nicht gesetzt haben, sondern ihn unter dieser Perspektive vorgefunden, oder richtiger, aufgefangen haben. Man hat jüngst betont, die moderne amerikanische Textilindustrie habe nicht nur die Gewebe der früheren Zeit, sondern auch die Weber übernommen. Das trifft in wörtlichem Sinne für die Eßlinger Industrie gewiß nicht zu. Aber sie hat doch aufgebaut auf der Grundlage eines alteingesessenen, durch die besondere politische Situation der späten reichsstädtischen Zeit nur verdeckten städtischen Gewerbefleißes. Diese neuen, durchkonstruierten Betriebe haben im Grunde fortwährend an menschliche Eigenschaften und Qualitäten appelliert, die in diesen Betrieben selbst nicht, oder nur in bedingtem Maße gebildet werden konnten, die nicht einmal fortgebildet werden konnten. Die führenden Männer waren keine „Eßlinger“, das haben wir gesagt. Aber die tragenden Kräfte entstammten dem alten Gefüge der Stadt, und sie brachten das, was in erster Linie vonnöten war: Selbstdisziplin, Sparsamkeit, Hilfsbereitschaft, Augenmaß, „Rechenhaftigkeit“, wenn man so sagen will. Was jahrhundertlang lahmgelegt wurde, gehemmt bleiben mußte, entlud sich jetzt als ein beinahe unübersehbarer Zustrom von Reserven. Die Klage des Fabrikanten König, der um 1820 in der Würzburger Gegend ein Unternehmen eröffnete, „das richtige Material für Fabrikarbeiter ist hier nicht vorhanden“,

wäre in Eßlingen undenkbar gewesen. Ein bodenständiges, charaktervolles Arbeitertum, mit innerlichem Sinn und technischer Begabung für „Qualität“: das ist es, was diese Industrie „von unten her“ aufgebaut und möglich gemacht hat.

Es kann nicht verschwiegen werden, daß die Lage der Eßlinger Arbeiterschaft in diesen Anfangszeiten nicht eben rosig war. Ein Blick auf die Aktionen und Verlautbarungen der Eßlinger Arbeiter- oder Arbeiterbildungsvereine, in denen der Eßlinger August Hochberger, zuerst Arbeiter in der Fabrik Carl Deffners, eine weit über Süddeutschland hinausgreifende Rolle gespielt hat, verrät das aufs deutlichste. Von einer „erregten Arbeiter-Bevölkerung“ hat der Eßlinger Oberamtmann von Klemm in einem Bericht des Jahres 1850 einmal gesprochen²⁷. Die Bezeichnung des 1848 ins Leben gerufenen „Unterstützungsvereins für unverschuldet brotlose Arbeiter“ besagt in diesem Zusammenhang schon viel. Verschiedene Lösungsversuche sind gewagt worden und noch vor 1870 haben die international-sozialistischen Anschauungen und Zusammenschlüsse tief in die Atmosphäre der Stadt eingegriffen. Wenn schon damals in den unausgewogenen Anfangszeiten extreme Notstände nicht sichtbar wurden, dann darf doch im Zusammenwirken aller drei Kräfte die Schuld gesucht werden: im Unternehmertum, das in persönlicher Verbindung und fast familiärer Verpflichtung für die Betriebsangehörigen zu sorgen sich angewöhnte, in der Arbeiterschaft selbst, deren schwäbische Bodenverbundenheit vor fanatischen Maßnahmen und vor weltanschaulichem Extremismus bewahrte, und schließlich in der Landschaft und ihren menschenbildenden Funktionen, die Eindrücke, wie wir sie vom ober-schlesischen Kohlenrevier und vom Ruhrgebiet her kennen, unmöglich gemacht haben.

¹ G. Mehring, Aus den Registern der Kanzlei des Grafen von Württemberg, in: WVjsh. 26, 1917, S. 140 f. Eine zusammenschauende, einläßliche Untersuchung der wirtschaftlichen Leistungen Eßlingens vor 1500 fehlt. Grundlegende Hinweise gab ein Vortrag Prof. Dr. Hektor Ammanns über „Eßlingen in der mittelalterlichen Wirtschaft“ vom 16. 11. 1959 (vgl. Eßlinger Studien 6, 1960, S. 53, dort auch weitere Literatur für diesen Zeitabschnitt). – ² E. Bader, Stuttgarter Bergwerk- und Steinbruchbetriebe in alter Zeit = Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, H. 5, 1939, S. 16–20. – ³ Vgl. K. Weidner, Die Anfänge einer staatlichen Wirtschaftspolitik in Württemberg = Darstellungen aus der Württ. Gesch. 21, Stuttgart 1931, bes. S. 36 ff., S. 43–49, und W. Söll, Die staatliche Wirtschaftspolitik in Württemberg im 17. und 18. Jahrh., Diss. Tübingen 1934, bes. S. 23 ff. Die Eßlinger Sicht der Verhältnisse (vgl. die Arbeiten von E. Leschner, Frankfurt 1930, R. Bührlen, Stuttgart 1934, und neuerdings von E. Naujoks, ZWLG 16, 1957) bedarf der Ergänzung um Arbeiten dieser „gegenerischen“ Perspektive. – ⁴ Vgl. H.-A. Metzger,

550 Jahre Orgelspiel in der Stadtkirche zu St. Dionys Eßlingen a. N. (Eßlingen a. N. 1951) und O. Borst, Eßlinger Bürgertum in der Spätzeit der Reichsstadt, in: Eßlinger Studien 4, 1958, S. 75 und ders., Eßlinger Musik aus drei Jahrhunderten, in: Eßlinger Zeitung vom 14. u. 16. 1. 1961, S. 7 und 4. – ⁵ Die Frage, ob die Familie Steinbeis aus der Reichsstadt Eßlingen komme, schneidet P. Siebertz, Ferd. v. Steinbeis, Stuttgart 1952, an. – ⁶ Vgl. Th. Mayer, Wirtschaftsstufen und Wirtschaftsentwicklung, in: Zeitschrift für Volkswirtschaft und Sozialpolitik, NF. 2, Wien/Leipzig 1922, bes. S. 683. – ⁷ M. Engelmann, Leben und Wirken des württ. Pfarrers und Feinmechanikers Ph. Matth. Hahn, Berlin 1923, S. 26 f., dazu E. Haffner, Eßlinger Zeitung 1939, Nr. 281. – ⁸ L. Vischer, Die industrielle Entwicklung im Königreich Württemberg, Stuttgart 1875, S. 404. – ⁹ Lutz Graf Schwerin v. Krosigk, Die gr. Zeit des Feuers, Der Weg der deutschen Industrie I, 1957, S. 457. – ¹⁰ So P. Siebertz, Gottlieb Daimler, Ein Revolutionär der Technik, München/Berlin 1940, S. 30, wo auch die biographischen Beziehungen beider zur Sprache kommen. Vgl. dazu den Artikel „E. Kessler“ in: „Männer der Technik. Ein biogr. Handbuch“, hrsg. von C. Matschoss, Berlin 1925, S. 137 f., M. Mayer, Lokomotiven, Wagen und Bergbahnen. Geschichtliche Entwicklung in der Maschinenfabrik Eßlingen seit dem Jahre 1846, Berlin 1924, und L. Kessler, E. Kessler, sein Leben und Werk. Aus den Anfängen der Maschinenfabrik Eßlingen, Stuttgart (o. J.). – ¹¹ Vgl. Fr. Lütge, Deutsche Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Berlin/Göttingen/Heidelberg 1952, S. 360 f. mit dem Hinweis, durch das Auftreten der Fabrik sei die handwerkliche Produktion „mit einem Schlage zum Erliegen“ gekommen, „wie etwa bei der Spinnerei und überwiegend im Metallgewerbe“. Von dieser „Norm“ reden auch R. Stadelmann/W. Fischer, Die Bildungswelt des deutschen Handwerkers um 1800, Berlin 1955, S. 236. Die verbreitete Formel „Handwerksbetrieb wird zu Fabrikbetrieb“, mit der man die Genesis gerade der schwäbischen Industrie zu belegen geneigt ist, bedarf der feineren, chronologischen Spezifizierung. Die ersten Eßlinger Fabriken sind nicht aus Handwerksbetrieben herausgewachsen, sondern im genauen Sinne des Wortes gegründet worden. Nebenher läuft die handwerkliche Produktion weiter, ohne den Anschluß an die Fabriktechnik zu suchen oder zu finden. Wenn die Eßlinger Firmenliste heute, nach „Gründungsjahren“ geordnet mit Christian Wagner (1524), Straßacker KG (1640) und Friedr. Dick GmbH (1778) eingeleitet wird, so hat das vom Standpunkt der Betriebs- und Familientradition durchaus seine Richtigkeit. Zu den ersten und ältesten Eßlinger Fabrikbetrieben zählen diese genannten Firmen indes nicht. Unter den Ausstellern der ersten Eßlinger Gewerbeausstellung von 1843, an der die „Fabrikanten“ und gewichtigeren Handwerker der Stadt und Umgegend beteiligt waren, tritt nur der „Kupferschmiedemeister Wagner und Sohn“ auf, die Namen Dick und Straßacker sind nicht genannt. – ¹² U. Boeck, K. A. Heideloff, in: Mitt. d. V. f. d. Gesch. d. Stadt Nürnberg 48, 1958, S. 382. – ¹³ Vgl. O. Borst, Die Stadt aus dem Musterbuche der Romantik. Eßlingen im Urteil deutscher Romantik, in: Eßlinger Hefte 2, 1960, S. 9 f., vgl. ders. in Eßlinger Zeitung 9.–13. 1. 1956. Die Interpretation Eßlingens als einer Stadt „aus dem Musterbuche der Romantik“ stammt von Th. Heuß. – ¹⁴ Ricarda Huch, Im alten Reich. Lebensbilder deutscher Städte, Bremen 1960, S. 385. – ¹⁵ v. Schwerin-Krosigk, a. a. O., I, S. 491. Die ältere, weit verstreute und nicht immer gleichwertige Literatur über Lebenswerk und -leistung dieses Mannes, die längst eine eigene Biographie verdient hätte, faßt in vorzüglicher Weise zusammen. P. Gehring, in der NDB 3, 1957, S. 556. – ¹⁶ Gerade auf die Leistungen des Geo-

logen und Geognosten Carl Deffner macht in eindringlicher Weise aufmerksam W. Carlé, C. D. und die Frühzeit der tektonischen Forschung in Württemberg, in: Jahreshefte geologisches Landesamt Baden-Württemberg 1, 1955, S. 377–395. – ¹⁷ v. Schwerin-Krosigk, a. a. O., I, S. 258. – ¹⁸ Vgl. die ausgezeichnete Studie von H. Kellenbenz, Unternehmertum im süddeutschen Raum zu Beginn der Neuzeit, in: *Gemeinsames Erbe. Perspektiven europäischer Geschichte*, herausgegeben von K. Rüdinger, München 1959, S. 105–128. – ¹⁹ Gert v. Klaß, *Die Wollspindel. Ein schwäbisches Familienporträt* (Merkel & Kienlin) Tübingen 1955. – ²⁰ Stadtarchiv Eßlingen, Gemeinderatsprotokolle von 1812 und 1815. – ²¹ Für die Maschinenfabrik Eßlingen vgl. die Ansprache von „G. Dörtenbach sen. von Calw“ vom Mai 1846 (als Manuskript gedruckt September 1868, Calw, Stadtarchiv Eßlingen), für die Württembergische Baumwollspinnerei und Weberei P. Gehring in ZWLG 9, 1949/50, S. 251 und 331. – ²² C. Deffner in seinem Vortrag „Darstellung der Eßlinger Gewerbe“ bei der Eröffnung der 1. Eßlinger Gewerbeausstellung („Bericht . . .“, Eßlingen 1843, S. 6 bis 25, Stadtarchiv Eßlingen, Bibl. A 24/3, hier S. 25), einer historisch ungemein ergiebigen Darstellung, mit das Beste, was wir über die Anfänge der Eßlinger Industrie aus der Sicht des letzten Jahrh. besitzen. Statistisches, nicht immer einwandfreies Material findet sich bei

J. G. Ch. K. (urz), *Statistik der Entwicklung Eßlingens zur Fabrikstadt, Eßlingen 1882*, und E. Elsässer, *Die Wirtschaftsentwicklung von Eßlingen a. N. seit Anfang des 19. Jahrhunderts*, Dissertation, Köln 1930, einer fleißigen Zusammenstellung, auf der die Dissertation von H. Straßacker, *Die Standortbedingungen der Eßlinger Metall- und Maschinenindustrie*, Dissertation TH Stuttgart 1946, im wesentlichen aufbaut. Auch Firmengeschichten geben, soweit noch nicht genannt, für diese Frühzeit aufschlußreiches Material die der Firmen Dick (zu Paul Friedr. Dick vgl. O. Borst in *Eßlinger Zeitung*, Nr. 83 vom 11. 4. 1959, S. 7), Keßler, Merkel & Kienlin, Roser, Schreiber und Wagner. – ²³ Vgl. E. Mayer, *Anfänge und Entwicklungen des Eßlinger Gewerbeschulwesens*, in: *Eßlinger Studien* 5, 1959, S. 31–47. – ²⁴ H. Boegehold, *Die Optische Werkstätte von Carl Oechsle in Eßlingen*, in: *Zeitschrift für ophtalmologische Optik* 25, 1937, S. 65 bis 86, hier S. 66. – ²⁵ Vgl. die Beziehungen zu dem Kirchheimer Wollfabrikanten Joh. Jak. Kolb, in: K. Mayer, *175 Jahre Kolb & Schüle AG, Kirchheim/Teck*, 1935, S. 36. – ²⁶ Vgl. Stadtarchiv Eßlingen, Gemeinderatsprotokoll 1818 und Eßlinger Wöchentlicher Anzeiger Nr. 23 und Schwäbischer Merkur Nr. 154, 1834, Eßlinger Anzeiger 1839, S. 107, und 1846, S. 205 und 280. – ²⁷ Staatsarchiv Ludwigsburg, E 146/49 Inn.-Min. 1960, fol. 51–53. – *Bilder: Stadtarchiv Eßlingen.*

Klöster und Klosterhöfe in der Reichsstadt Eßlingen

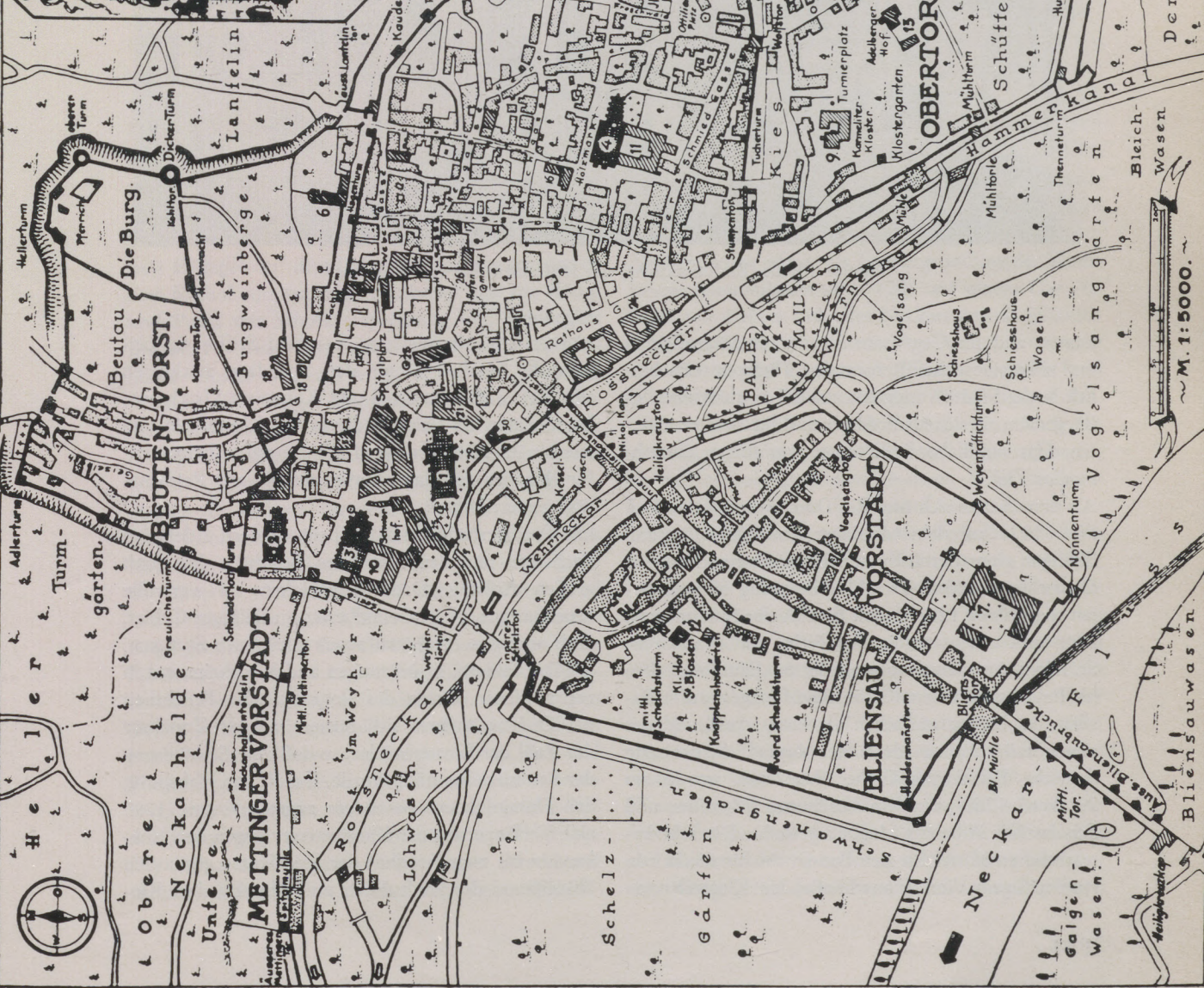
Von Robert Uhland

Der vielgereiste Ulmer Predigerbruder und Geschichtsschreiber Felix Fabri hat einmal bemerkt, er kenne auf der ganzen Welt nicht so viel Nonnenklöster und Binenklausen auf gleich engem Raum wie in Schwaben, 10 Meilen im Umkreis der Reichsstadt Eßlingen. In der Tat hat die Zusammenballung von Klöstern, Klausen und klösterlichen Pflegehöfen im Gebiet von Eßlingen nicht so leicht ihresgleichen: die verhältnismäßig kleine Reichsstadt beherbergte nicht weniger als 6 Bettelordensklöster in ihren Mauern, zu denen noch die Klöster Weil und Denkendorf in der näheren Umgebung kamen, während rund 20 auswärtige Klöster und Stifte hier Pflegehöfe und Besitzungen hatten. Dies hing aufs engste mit der wirtschaftlichen Bedeutung der Stadt zusammen. Schon in sehr früher Zeit war sie Mittelpunkt des Weinbaus und Weinhandels im Gebiet des mittleren Neckars mit starker wirtschaftlicher Ausstrahlung; ihr unmittelbares Einzugsgebiet reichte bis auf die Fildern und hinüber ins Remstal. Hierauf beruhte ihre Blüte, ihr Einfluß und Wohlstand, hierin lag aber auch ihre Verwundbarkeit angesichts ihrer rings von württembergischem Territorium eingeschlossenen Lage.

Daß Eßlingen auf die Klöster eine starke Anziehungs-

kraft ausübte, war verständlich: der Wein war ebenso notwendig für den Gottesdienst wie für die Verpflegung der Mönche und Nonnen – im Mittelalter kannte man außer Wein ja kein geistiges Getränk – er stellte zudem für die Klosterwirtschaft eine sehr erhebliche Einnahmequelle dar. Viele der altwürttembergischen Klöster bemühten sich darum schon früh, im Eßlinger Gebiet Grundbesitz zu erwerben, in erster Linie Weinberge, aber auch andere Güter, Äcker und Wiesen, und bald auch Häuser und Grundstücke. Gelang es ihnen, diesen Besitz zu ansehnlichem Umfang zu erweitern, erstellten sie in der Stadt einen Pflegehof, ein Verwaltungszentrum, von dem aus die Besitzungen in weitem Umkreis erfaßt wurden. Als Sitz eines Klosterbeamten dienten diese Höfe zugleich als Sammelstelle und Magazin für Getreide und Wein, für all die zahlreichen Naturalabgaben, die das Mittelalter in so reichem Maße kannte. Sie waren also wirtschaftliche Niederlassungen, die mit Gottesdienst und Seelsorge nichts zu tun hatten, wenn auch einige Höfe eine eigene Kapelle mit Priester besaßen.

Die Seelsorge lag neben dem regulären Klerus, der Weltgeistlichkeit, in der Hand der Bettelorden, die um die Wende des 12. zum 13. Jahrhundert auf-



- Zeichenerklärung:**
- | | |
|---------------------------|-----------------------------|
| 1 St. Dionysius Kirche. | 16 Denkendorfer Kl. Hof. |
| 2 Liebfrauenkirche. | 17 Fürstenfelder " |
| 3 Dominikanerkirche | 18 Kaisersheimer " |
| 4 Barfüßerkirche | 19 Konstanzener " |
| 5 Spitäl z. d. Catharina. | 20 Salzmansweiler " |
| 6 Augustiner Kloster. | 21 Speyerer Pflegehof. |
| 7 Simonenkl. z. d. Kreuz. | 22 Ehem. Rathaus. |
| 8 St. Maria Kloster (Wm.) | 23 Speyerhaus (Barthel) |
| 9 Karmeliten Kl. | 24 Ritterbau Amtklocher |
| 10 Dominikaner Kl. | 25 Lateinische Schule |
| 11 Barfüßer Kl. | 26 Oelbes-Haus. |
| 12 St. Blasien Kl. | 27 Becht-Turm. |
| 13 Adelberger Klosterhof | 28 Haus d. Theo. Paracelsus |
| 14 Bebenhausen " | 29 Allerheiligenkapelle |
| 15 Blaubeuren " | 30 Kanzlei. |
- Multim. Uingrenzungslinie des Brandes v. 25. 10. 1701.

1:100,000
16. Mg 757

M. 1:5000.



Hintere Kirche (Barfüßerkirche) um 1840. Gemälde von Braungart

kamen und im Gegensatz zu der cluniazensischen und zisterziensischen Reform ihre Tätigkeit vornehmlich in die Städte verlegten, auf deren aufstrebendes Bürgertum sie sich als Prediger und Beichtväter stützten. Das wohlhabende Eßlingen war für sie ein lohnendes Ziel.

Als erste ließen sich hier die *Dominikaner* oder *Prediger* 1221 vor dem Mettinger Tor nieder, so daß Eßlingen eines der frühesten Dominikanerklöster in Deutschland erhielt. Der Überlieferung nach siedelten die Brüder 1233 in den Bereich der Stadtmauern über und errichteten in der Nähe der Pfarrkirche St. Dionysius den wohlgegliederten Bau ihrer dem hl. Paul gewidmeten Kirche. Die langgestreckte Basilika in betont einfachen Formen, Ausdruck des neuen mönchischen Ideals der Armut, die früheste deutsche Bettelordenskirche überhaupt, wurde am 29. April 1268 von dem berühmten Mystiker und Scholastiker Albertus Magnus geweiht. Die sehr beträchtlichen Mittel für den Bau sowie für die sich in regelmäßigem Viereck anschließenden Klosterbauten

mußten aus Almosen und frommen Stiftungen beibracht werden. Unter den Spendern zeichneten sich die Grafen Berthold und Kuno von Urach aus; beide traten als Laienbrüder in das Kloster ein und wurden um 1240 vor dem Katharinenaltar beigesetzt. Ihr Wappen soll das Chorfenster bis zur Reformation geziert haben.

Die Predigerbrüder fanden beim niedern Adel, den Patriziern und den führenden Schichten der Stadt großen Anhang. Dadurch erhielten sie wertvolle Schenkungen, meist Grundbesitz im Eßlinger Gebiet, doch auch das Neckartal abwärts bis nach Stuttgart, auf den Fildern, in Nürtingen und Kirchheim und in verschiedenen Orten des Remstals. Die Beliebtheit des Ordens äußerte sich ferner in einer Zunahme der Zahl der Klosterbrüder, so daß eine Erweiterung der Baulichkeiten nötig wurde. Rudolf von Habsburg, den Dominikanern besonders zugetan, setzte 1285 eine Verlängerung der Klostermauer gegen den Neckar hin bis zum Friedhof der Stadtkirche gegen den Widerstand der Stadt durch und schenkte dem Klo-

ster einen Garten samt einem Turm am Fluß. 1309 forderte König Heinrich VII. als Voraussetzung für seinen Aufenthalt im Kloster eine Verlegung des dortigen Kirchhofs, „um die Luft zu verbessern“. 1326 errichtete die Stadt unmittelbar an „der Prediger Steinhaus“ ihre Kinderschule, die nachmalige Lateinschule, vielleicht im Zusammenhang damit, daß die Dominikaner tüchtige Lehrer waren, die ihren Nachwuchs sorgfältig erzogen. Dem Eßlinger Predigerstudium gehörten zu Ende des 14. Jahrhunderts regelmäßig 3 Lehrmeister mit einer zwischen 5 und 10 Köpfen schwankenden Studentenzahl an. Mit diesem ständigen, wohlausgebauten studium particulare stand der Eßlinger Predigerkonvent an der Spitze der schwäbischen Dominikanerklöster. Über das innere Leben im Kloster sind nur spärliche Zeugnisse vorhanden, es galt den frommen Übungen ebenso wie der Pflege von Wissenschaft und Kunst, wie die frühe Nennung eines Arztes und eines Lehrers der schönen Künste erweist.

Früh erhielt das Kloster die Aufsicht über die neu gegründeten Frauenklöster Sirnau und Weil, doch auch über das um 1255 entstandene Steinheim an der Murr und das noch ältere Kirchheim unter Teck. Enge Beziehungen bestanden zu den Gmünder Dominikanern. *Kloster Weil* oder Weiler wurde um 1230 von einigen Laienschwestern, hinter denen fromme, ungenannte Stifter standen, in Weiler unweit Eßlingen auf dem linken Neckarufer gegründet, vom Bischof von Konstanz genehmigt und von König und Papst mit Schutzversprechung und Privilegien begabt. 1245 kam das nach der Augustinerregel lebende Kloster an den Predigerorden und unter die Aufsicht der Eßlinger Dominikaner. Trotz beträchtlicher Schenkungen benachbarter Adelsfamilien, trotz des oft wertvollen Einbringens einzelner Schwestern war und blieb die Vermögenslage des Klosters ungünstig. Es bedurfte der Hilfe Rudolfs von Habsburg, König Albrechts und Kaiser Karls IV., die das Kloster von Reichssteuern befreiten, um seine Lage zu bessern. 1305 konnte es sich zwischen Weil und Hedelfingen eine Mühle am Neckar erbauen. Seine geographische Lage brachte ihm in dem jahrhundertelangen Konflikt zwischen Eßlingen und Württemberg wiederholt schweren Schaden. Anfangs dem Schutz Eßlingens unterstellt – noch 1360 befahl es Karl IV. dem Schirm von Bürgermeister, Rat und Bürgerschaft – wurde es bald Gegenstand württembergischer Ansprüche, zumal weitaus der größte Teil des Klosterguts auf württembergischem Gebiet lag. Der Besitz in Eßlingen und Mettingen verschwand dahinter. Mitte des 14. Jahrhunderts hatte Würt-

berg praktisch die Schirmherrschaft über das Kloster an sich gebracht. Die Klosterfrauen fügten sich. Zur Strafe brannten die Soldaten Eßlingens und Ulms im Städtekrieg 1377 Weil nach gründlicher Plünderung nieder. Der Wiederaufbau brachte es an den Rand des Ruins. Dabei hatte es eben eine erstaunliche Blüte erlebt, so daß der Ordensprovinzial die Zahl der Klosterinsassen auf 70 Personen festlegen mußte. Der Grund dafür war sein Ruf besonderer Frömmigkeit, da es zu einer Pflegestätte der Mystik geworden war. Die erhaltenen Aufzeichnungen über mystische Erlebnisse der Klosterfrauen des 13. und 14. Jahrhunderts sind Zeugnisse ungewöhnlicher religiöser Erregtheit, ekstatischer, verzückter Gottesschau und tiefer innerer Ergriffenheit.

Langsam erholte sich das Kloster wieder, ja erhielt neuerdings großen Zulauf, so daß es 1448 nicht weniger als 130 Schwestern zählte. Da brach im folgenden Jahr erneut die Katastrophe herein: im großen Städtekrieg wurde es von den Reichsstädtern gründlich verheert. Von diesem Schlag erholte es sich nie wieder. Als 1457 eine neue Fehde drohte, flohen die Schwestern nach Stuttgart. 1478 zählte Weil noch 20 Insassen, die in ärmlichen Verhältnissen lebten und deren Ordenszucht zu wünschen übrig ließ, so daß Graf Ulrich von Württemberg mit Hilfe Straßburger Klosterfrauen eine Reform durchführen mußte.

Kloster Sirnau wurde als Tochtergründung der Kirchheimer Dominikanerinnen 1241 auf einem Gut Alberts von Altbach links des Neckars unweit Eßlingen zu Ehren Mariens errichtet. Von Anfang an war es das Kloster der begüterten Eßlinger Familien und gelangte in den Besitz stattlicher Weinberge, Äcker, Häuser und Höfe in und bei Eßlingen. Auch die deutschen Könige gewährten ihm Vergünstigungen, so daß es bald zu einem gewissen Wohlstand gelangte. Dies erweckte die Begehrlichkeit seiner Nachbarn, die das Kloster wiederholt überfielen, sein Vieh wegtrieben und ihm seinen Besitz streitig machten. In den 50 Jahren seit der Gründung mußten die Schwestern sechsmal aus dem Kloster flüchten, so daß sie sich endlich entschlossen, hinter den schützenden Mauern Eßlingens Zuflucht zu suchen. 1292 ließen sie sich in der südöstlichen Ecke der Pliensauvorstadt nieder (worunter damals der Stadtteil zwischen innerer und Pliensaubrücke verstanden wurde), wiewohl von seiten der Geistlichkeit der Stadtkirche Einspruch dagegen erhoben wurde. Ein Bethaus war Vorläufer einer großen Kirche zum hl. Kreuz, von der aber nur der Chor fertig wurde. Das Bauwesen verschlang große Summen, die Schwestern garieten



Speyerer Pfleghof

in Schwierigkeiten; dank der Hilfe von Papst und Königen konnte sich das Kloster aber wieder erholen.

In Bedrängnis geriet es während des Kampfes Ludwigs des Bayern mit der Kurie in Rom. Wie alle Dominikanerklöster stand es auf seiten des Papstes und wurde deshalb von den Kaiserlichen mit Strafe belegt. Aber noch schlimmer: Anhänger des im Kirchenbann befindlichen Ludwigs drangen mit Waffengewalt ins Kloster ein, zwangen die Schwestern, ihnen Messen zu lesen, Gottesdienst abzuhalten und andere kirchliche Handlungen vorzunehmen, die wegen des Interdikts streng verboten waren. Die Folge war, daß das Kloster exkommuniziert wurde; erst nach geraumer Zeit konnte es sich durch Vermittlung der Gmünder Prediger von der Strafe lösen.

Seine wirtschaftliche Lage gestaltete sich in der Folge nicht eben günstig. 1436 bestätigte Eßlingen, die Schwestern seien so arm, daß sie von ihrem Kloster „nichts als das Brot“ hätten. Um ihre Lage zu bessern übergab ihnen der Bischof von Konstanz 1458 die Kirche zu Obersirnau. Der langsame Niedergang des Klosters, seine Trennung vom Predigerorden 1480 und der Verfall der Klosterzucht waren dadurch nicht aufzuhalten.

Der andere große Bettelorden der Franziskaner oder

Minoriten ist nach der Inschrift am Chorpfeiler ihrer Kirche 1237 in Eßlingen eingezogen. Nach den Bauformen entstand die hochragende St. Georgskirche zu Ende des 13. Jahrhunderts, eine der schönsten und edelsten Schöpfungen der Frühgotik in unserem Raum, einst von prächtigen Glasfenstern geschmückt.

Auch die Minoriten erlangten rasch große Volkstümlichkeit: die einst in der Kirche vorhandenen 60 Grabdenkmäler und Wappenschilder führender Eßlinger Familien sind ein beredtes Zeugnis dafür. Einer der ersten Guardiane war ein Graf Albert von Kirchberg, im Kreuzgang des Klosters ruhte ein 1275 verstorbener Pfalzgraf Heinrich von Tübingen, als besonderer Wohltäter der Barfüßer gerühmt. Doch auch das einfache Volk drängte sich zu den Franziskanern, bei denen Passion und Osterfest besonders feierlich begangen wurden. Am Jörgentag, dem 23. April, pflegte „ein groß Mirakel“ gezeigt zu werden, wobei der armen Bevölkerung kostenlos Wein ausgeschenkt wurde.

Das heute verschwundene Kloster in der Obertorvorstadt war weiträumig und hatte Zellen für mindestens 30 Brüder. Es diente Kaisern und Königen als Quartier, so Karl IV. 1360, der von hier vor der aufgebrachten Eßlinger Bürgerschaft auf württembergi-



Paulskirche mit Schwörhof

ches Gebiet flüchten mußte, und Karl V. 1541, wurde aber später auch zu Ratssitzungen verwendet. Von 1244 bis 1305 fanden hier nicht weniger als 25 Provinzialkapitel der Minoriten in Oberdeutschland statt. Nach der Reformation und Aufhebung des Klosters fanden das Speyrer Reichskammergericht 1555/56 und die Universität Tübingen 1566 bis 1571 in seinen Räumen Zuflucht vor der Pest. Dank ihrer Beliebtheit gelangten die Franziskaner in einträglichen Besitz im Eßlinger Raum wie im Neckar- und Remstal. Ihre Kirche war entsprechend prächtig ausgeschmückt, zahlreiche Jahrtagsstiftungen sicherten den Unterhalt der Altäre. Ein steinerer Ölberg bei der Kirche galt als besondere Sehenswürdigkeit.

Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts war den Barfüßern angeschlossen das *St. Klarakloster*, das 1304 erstmals erwähnt wird, wohl aber schon früher entstanden ist. Der strenge Orden der Klarissen richtete seine Tätigkeit vornehmlich auf die bürgerlichen Kreise der Stadt, was sich auch in der sozialen Herkunft der Schwestern äußerte: es waren zumeist Töchter von Handwerkern aus Eßlingen und den benachbarten Städten.

Über die einstige Beschaffenheit der von einer gro-

ßen Mauer umgebenen Klostergebäude in der Nähe des Wolfstores ist kaum etwas bekannt. 1351 wurden sie das Opfer einer verheerenden Feuersbrunst. Mit Hilfe eines Ablasses und milder Gaben konnte der Wiederaufbau rasch vorgenommen werden. Die heute noch erhaltenen Bauten stammen nur zum Teil aus dieser Zeit. Das verjüngte Kloster übte eine verstärkte Anziehungskraft aus, eine Zunahme der Schenkungen und ein verstärkter Zustrom wohlhabender Bürgerstöchter war die Folge. In der Anlage ihres Vermögens nicht ungeschickt, erwarben die Klosterfrauen Weinberge, Äcker und Wiesen, erbauten eine Mühle und eine Kelter bei Obereßlingen und erstanden mehrere Gutshöfe, die sie verpachteten. Die Klarissen waren so an 33 Orten außerhalb Eßlingens begütert, in der Reichsstadt selbst blieben sie verhältnismäßig im Hintergrund und widmeten sich ausschließlich ihren sozialen und karitativen Aufgaben.

1268 hielt ein anderer Bettelorden Einzug, die *Reuer* oder Sackbrüder, deren Niederlassung auf den entschiedenen Widerstand der Pfarrgeistlichkeit stieß. Sie verschwanden jedoch bald wieder, da ihr Orden 1256 mit anderen Kongregationen verschmolzen wurde. Ihre Nachfolge in Eßlingen traten die *Augu-*



Bebenhäuser Hof

stiner an, die 1282 ihr Kloster am Fuß des Burgbergs unterhalb der Weinberge des Klosters Kaisersheim zu erbauen begannen. Im Osten war es begrenzt von der äußeren Stadtmauer, die sich vom dicken Turm zum Lantelentor herabzog. Die Kirche, ein großer Bau mit erhöhtem Chor ohne Turm, ist wie die Klostergebäude heute verschwunden. Es handelte sich wegen der Enge des Platzes um mehrere ineinandergeschachtelte Bauten. Der Kreuzgang besaß nur zwei Gänge, seinen Ausbau verwehrte die Hanglage des Klosters. Dieses zeichnete sich durch eine große „Liberei“ aus, eine Bibliothek, die mit den Schriften der Humanisten wohlversehen war. Die Eßlinger Augustiner waren bekannt für ihr Wissen und ihre Gelehrsamkeit. Nicht ohne Grund ist aus ihren Reihen der Reformator Michael Stiefel hervorgegangen. Um den baulichen Zustand des Klosters war es von Anfang an schlecht bestellt, die Reparaturen rissen nicht ab. Die Mittel der Augustiner reichten bei weitem nicht dazu aus. Wiederholt mußten die Bischöfe von Augsburg, Speyer und Konstanz, ja die Stadt Eßlingen selbst helfend eingreifen. Schuld an der schlechten wirtschaftlichen Lage war die späte Niederlassung der Augustiner ebenso wie eine Reihe unfähiger Vorsteher, die den Besitz nicht zu verwalten

und zu mehren verstanden. Dazu kamen starke Einschränkungen ihrer Tätigkeit, womit sie ihre Niederlassung hatten von der Pfarrgeistlichkeit erkaufen müssen. Mit ihrer Beliebtheit hatte dies nichts zu tun, im Gegenteil: von ihnen allein wissen wir, daß sie 1418 eine Bruderschaft mit den Eßlinger Weingärtnern eingingen.

Der vierte und letzte der großen Bettelorden, die Karmeliter, ließen sich nach Crusius 1271 in einem von den Umgeltern von Heusteig gestifteten Kloster nieder. Die Genehmigung dazu erteilte erst 1281 ein Vertrag mit dem Domkapitel zu Speyer als Inhaber der Stadtkirche. Darin wurden auch ihnen starke Einschränkungen in der Ausübung der Seelsorge auferlegt, um die Rechte der Pfarrgeistlichkeit zu wahren. Trotzdem gelang es den Karmelitern wirtschaftlich weit besser Fuß zu fassen als den Augustinern. Namentlich der niedere Adel der Umgegend stiftete bei ihnen zahlreiche Seelenmessen, offenbar beeindruckt von der Strenge und Frömmigkeit ihres Ordens. Die Spenden, zu denen noch der Ertrag der auswärtigen Termineien, der Bettelbezirke, kam, wurden zum Erwerb von Höfen und Weingärten, besonders auch von Zinsen und Gülten aus Grundstücken verwendet, die sich bis zum Zabergäu erstreckten.

Über das Aussehen der Kirche, zu der, wie bei allen Eßlinger Klöstern, ein Friedhof gehörte, unterrichten nur die Abbildungen späterer Zeit. Die Klosterbauten in der Obertorvorstadt beim Kies scheinen keinen geschlossenen Gebäudekomplex gebildet sondern sich in losem Verband um die Kirche gruppiert zu haben, vielleicht eine Folge des Brandes von 1455, dem das Kloster „samt den Büchern und allen Zierungen zum Gottesdienst“ zum Opfer fiel. Der Wiederaufbau, unterstützt durch Ablassbriefe mehrerer Kardinäle und ein Sammelpatent der Stadt war erst 1489 beendet. Die Kirche selbst stand schon 1466 wieder.

Über das Verhältnis der Klöster zueinander ist nur wenig bekannt. Einigkeit untereinander war geboten angesichts der Rivalität zu der Pfarrgeistlichkeit, mit der es 1268–1274 und 1478–1483 zu schweren Auseinandersetzungen kam, in denen die Bettelorden jedoch schließlich die Oberhand behielten. Eine Krise bedeutete für sie der große Kampf zwischen Kaiser und Papsttum, zwischen Ludwig dem Bayern und Johann XXII. Während Eßlingen wie die meisten Reichsstädte zum gebannten Kaiser hielt, ergriffen die Bettelorden, namentlich die Dominikaner, für den Papst Partei. Als Ludwig im März 1330 nach Eßlingen kam, befolgten sie das Interdikt und

verkündeten von den Kanzeln den Bannfluch gegen ihn. Der Kaiser antwortete mit dem Verbot für Klöster und Kirchen, innerhalb des Eßlinger Zehnten Güter zu erwerben. Alle neuen Stiftungen und Schenkungen sollten binnen Jahresfrist veräußert werden. Dies bedeutete das Ende der klösterlichen Erwerbspolitik im Eßlinger Gebiet, eine Maßnahme, hinter der ohne Frage die Stadt selbst stand. Ihr Interesse galt dem Spital, das seit etwa 1280 mit den Klöstern wegen des Erwerbs von Grund und Boden in Wettstreit lag. Mit dem kaiserlichen Erlaß wurden die Klöster ausgeschaltet, das Anwachsen von Haus-, Grund- und Weinbergbesitz in ihrer Hand weitgehend zum Stillstand gebracht. Sie mußten ihre Erwerbspolitik von Grund auf ändern: seither trachteten sie nach Besitz auf württembergischem Boden. Innerhalb der Reichsstadt begannen sie dagegen Zinsen und Gülten zu erwerben, für die das kaiserliche Verbot nicht galt.

Die Anweisung Kaiser Ludwigs, die Stadt solle alle seine geistlichen Gegner gefangensetzen und ihre Güter einziehen, zumindest aber aus ihren Mauern vertreiben, scheint nicht streng befolgt worden zu sein. Lediglich die Prediger mußten für einige Zeit ihr Kloster verlassen; in das Gebäude setzte der Kaiser 1334 einen Pfleger, Peter von Viterbo. Die Franziskaner dagegen, deren Orden sich seit einiger Zeit in offener Auflehnung gegen den Papst befand, wurden von ihm begünstigt. Die Nachrichten über diese Vorgänge sind jedoch spärlich. Oktober 1347 starb der Kaiser, am 1. Februar 1348 absolvierte der Bischof von Bamberg Eßlingen von Bann und Interdikt.

Die weitere Entwicklung der Klöster verlief verhältnismäßig gleichförmig. In der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts begannen sich immer stärker Verfallserscheinungen bemerkbar zu machen. Mißbräuche, Lockerung der Klosterzucht, Ungehorsam gegenüber den Vorgesetzten, Streitigkeiten untereinander wurden immer häufiger, so daß sich Kirche wie Stadt veranlaßt sahen, Abhilfe zu schaffen. In den meisten Klöstern vermochte der Ordensprovinzial durch Einsetzen neuer Priore, Austausch von Klosterbrüdern und Einführung der „regulierten Observanz“ Ordnung zu schaffen und der Verschleuderung des Klostersguts Einhalt zu gebieten, aber die Unruhe, die sich der Klosterinsassen bemächtigt hatte, war auf die Dauer nicht zu bannen. Sie war Vorbote der Reformation, die nun auch in Eßlingen Fuß faßte. Schon bevor die Stadt ihre Klöster im Jahr 1532 zu reformieren begann, waren nicht wenige Brüder und Schwestern ausgetreten und hatten sich verehelicht. 1525 entschieden sich z. B. die meisten Schwestern des Klaraklosters, dieses zu verlassen und im gleichen



Salmannsweiler Pfleghof

Jahr faßten Priorin und Konvent von Kloster Sirnau, insgesamt 16 Schwestern, den Entschluß, ihr Kloster gegen lebenslänglichen Unterhalt dem Spital zu übergeben. Das Spital trat das Erbe der Klöster an, übernahm deren Baulichkeiten und Besitz und steuerte die Brüder und Schwestern aus oder versorgte sie bis zu ihrem Lebensende, wobei es nicht ohne Streitigkeiten und Prozesse abging.

Die Klostergebäude hatten ihre eigenen Schicksale, die hier nur gestreift werden können. Das *Predigerkloster* wurde 1564 vom Spital um 4800 fl. erworben, seine Räume als Zeug- und Findelhaus, seit 1680 als Waisen-, Zucht- und Arbeitshaus verwendet. 1810 verlegte man hierher die deutschen Schulen; nach dem Abbruch der Klosterbauten entstand an ihrer Stelle das Lehrerseminar als Vorläufer des Pädagogischen Instituts. Die Paulskirche diente bis 1804 dem evang. Gottesdienst, wurde dann Magazin, Lokal für Liederfeste, 1830 Kelter, bis sie 1860 von der kath. Kirchengemeinde erworben und seit 1864 dem katholischen Gottesdienst wieder zugeführt wurde.

Das *Franziskanerkloster* nahm nach der Reformation zunächst die Ordensgeistlichen aller anderen aufgehobenen Klöster auf (der letzte starb 1560), wurde

dann zu Ratssitzungen und zur Beherbergung vornehmer Gäste herangezogen, seit 1668 aber nach und nach abgebrochen. Zuletzt stand nur noch ein Flügel, in dem die Hauptwache und die deutsche Knabenschule untergebracht waren. 1811 neu aufgebaut, beherbergte er bis 1844 das Lehrerseminar. Die Georgskirche blieb bis 1840 evang. Pfarrkirche und wurde dann wegen Baufälligkeit bis auf den Chor abgebrochen. Der Lettner blieb stehen. 1908–1912 stellte man den Chor wieder her und baute 1929 das evang. Gemeindehaus an Stelle des Kirchenschiffs an.

Das *Augustinerkloster* besetzte 1532 die Stadt nach Entweichen des letzten Priors und verwandelte es 1550 in ein Zeughaus, das die Franzosen 1688 plünderten. Beim Neubau des Rathauses, dem jetzigen Amtsgericht, trug man 1705 die baufällige Augustinerkirche ab und verwendete die Steine als Baumaterial. Die Klostergebäude, die noch Crusius als Wohnsitz gedient hatten, waren schon früher verschwunden.

Die Gebäude von *Kloster Sirnau* dienten als Ställe und Kornmagazine. 1736 übernahm sie der Schwäbische Kreis für seine Artillerie. 1811–1845 beherbergten sie ein Reiterregiment und wurden schließlich beim Bau der Eisenbahn abgebrochen. – Das 1556 vom Spital um 2000 fl. erworbene *Karmeliterkloster* mußte als Magazin und Wohnung für Pfründner dienen, geriet dann in Verfall und wurde schon im 18. Jahrhundert abgerissen, während das 1536 an das Spital gekommene *Klarakloster* 1674 Lazarett wurde und nach dem Abbruch des Spitals 1818 dessen Kranken- und Armenanstalt aufnahm. Seit dem Umbau 1922 ist in seinen Mauern das städtische Altersheim untergebracht.

Kloster Weil aber, auf das Eßlingen noch immer Anspruch erhob, wurde 1507 mit der Stadt verglichen, wobei beiderseitige Forderungen bereinigt, die Markungsgrenzen neu bestimmt wurden. Im Krieg mit Herzog Ulrich aber drangen die Eßlinger 1519 erneut in das Kloster ein, verbrannten die Gebäude und führten an die hundert Wagen Beute hinweg. Die Mühle und die Höfe des Klosters in der Umgebung sanken in Schutt und Asche, sogar sein Wehrbau am Neckar wurde zerstört. Der Wiederaufbau war nur mit Hilfe der württembergischen Landschaft möglich. Eine Entschädigungsklage gegen Eßlingen beim Schwäbischen Bund und bei König Ferdinand wurde verschleppt.

Das Geheiß Herzog Christophs, die Reformation anzunehmen, lehnten die Schwestern entschieden ab, bis 1558/59 eine fürstliche Kommission die weltliche Verwaltung des Klosters erzwang. 1571 waren noch

vier Schwestern am Leben, denen ein Klosterhofmeister vorgesetzt wurde. 1643 brannten die Gebäude abermals nieder, 1796 schossen die Österreicher unter Erzherzog Karl im Gefecht mit Moreau das nur zum Teil wieder aufgebaute Kloster vollends zusammen. 1806 wurde es endgültig aufgehoben.

Waren die Klöster im alten Eßlingen ziemlich gleichmäßig über die Stadt verteilt gewesen, so lagen die Pflughöfe mit Ausnahme derer von St. Blasien und Kloster Adelberg in einem weiten Halbkreis nördlich um den alten Marktplatz. Sicher kein Zufall, spielte doch der Markt mit seinen Zufahrtsstraßen eine wichtige Rolle für sie.

Fast im Mittelpunkt dieses Halbkreises erstand der mächtige *Speyrer Pflughof*, nachdem Kaiser Friedrich II. die Pfarrkirche zum hl. Dionysius am Tag der Beisetzung seines ermordeten Oheims im Speyrer Dom, dem 30. Dezember 1213, dem Domkapitel mit allen Rechten geschenkt hatte. Die reichen Einnahmen der Stadtkirche an Wein- und Getreidezehnten, jährlichen Gülden und Spenden, der beträchtliche Grundbesitz der Pfarrei lassen verstehen, daß Speyer seinen Pflughof großzügig ausbaute. Der Sitz des Pflegers östlich vom Chor der Stadtkirche verschmolz mit der Wohnung des Pfarrers unmittelbar daneben, wahrscheinlich dem alten staufischen Hof, zu einem Gebäudekomplex. Schon 1230 ist von einem Steinhaus neben dem Kirchhof der Stadtkirche die Rede. 1267 befreite Konradin von Schwaben dessen Einkünfte vom städtischen Umgeld, 1288 gebot Rudolf von Habsburg, die Höfe des Domstifts in ihren alten Rechten zu belassen. Er trat damit dem Bestreben Eßlingens entgegen, den reichen Besitz zu besteuern. Der Stadt war es ein Dorn im Auge, daß sie über ihre Hauptkirche und deren Einkünfte nicht verfügen konnte, denn auch das Pfarrbesetzungsrecht stand Speyer zu. Erst später, mit Einführung der Kapellenordnung von 1321, gewann sie Einfluß darauf. Die „Entfremdung“ der Stadtkirche war übrigens ausschlaggebend für den Bau der Frauenkirche als eigenem städtischen Gotteshaus.

Das Speyrer Domstift aber baute seinen Besitz trotz mancher Anfeindungen, auch von seiten des Bischofs von Konstanz, zu dessen Diözese die Stadtkirche zählte, weiter aus und führte die Speyrer Bruderschaft von St. Georgen in Eßlingen ein. Noch nach der Reformation diente der Pflughof einem von Speyer bestellten Pfarrer und sechs Diakonen als Sitz. Die daraus entstehenden endlosen Streitigkeiten mit der Stadt beendete 1547 ein Vergleich, wonach das Stift Kirche, Pfarrsatz, Zehnt und Pflughof gegen einen jährlichen Pachtschilling von 1500 fl. für „ewige

Zeiten“ an Eßlingen überließ. Die Stadt ließ den Hof um 1600 im Renaissancestil prächtig erneuern, noch heute ein Kleinod Eßlinger Baukunst. Der 1803 von Speyer an Baden gekommene Pachtschilling wurde 1827 von der württembergischen Sparkasse abgelöst und 1835 an die Stiftungspflege Eßlingen überlassen. In den Räumen des Pfleghofs, namentlich auch in seinen elf gewaltigen Kellergewölben ließ sich die 1826 gegründete Sektkellerei Keßler & Co., die älteste Deutschlands, nieder.

Nicht minder wichtig war der Pfleghof des Klosters *Salmannsweil* (Salem), das schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts ausgedehnten Besitz im Eßlinger Gebiet hatte. Durch Schenkungen des niederen Adels und Eßlinger Bürger mehrte er sich so sehr, daß das Kloster zu seiner Verwaltung einen 1229 erstmals erwähnten Hof erstellte, den König Heinrich VII. 1231 von Steuern und Abgaben, seine Güter von Zoll und Umgeld befreite. Der Pfleghof erstand in einer Ecke der Stadtmauer bei der Marienkapelle, der späteren Frauenkirche, hart an der tief eingeschnittenen Schlucht des Geiselbachs und wurde in die Stadtbefestigung mit einbezogen. Der Wehrgang der Stadtmauer kam auf einem Bogen über den Geiselbach herüber und mündete in das Hofgebäude. Die Anlage mit ihren Buckelquadermauern machte damit eher den Eindruck einer Befestigung als den eines klösterlichen Hofs. Eine Kapelle darin ist 1282 zuerst genannt. Unter dem Südflügel erstreckten sich große Keller mit mächtigen Gewölben, Lager für die Wein- und Fruchtvorräte.

Um deren Besteuerung kam es immer wieder zu Differenzen mit der Stadt. Bereits 1274 mußte Rudolf von Habsburg mahnen, Haus und Güter des Klosters Salem in Eßlingen in ihrer Abgabefreiheit nicht zu beeinträchtigen. 1281 traf man ein Abkommen über die nicht steuerbaren Güter: für sie sollte der Salemer Pfleger jährlich 20 fl. zahlen. 1327 befreite die Stadt als Dank für 1200 Pfund h geliehenes Geld die in ihrem Zehnten liegenden Güter des Klosters von allen Abgaben mit Ausnahme des jährlich zu entrichtenden Pfundes Heller, wogegen sich dieses verpflichten mußte, allen aus Vermächtnissen und Stiftungen neu hinzukommenden Besitz binnen Jahresfrist zu verkaufen, eine Bestimmung, wie sie 1330 Ludwig der Bayer den Bettelordensklöstern auferlegte. Bereits 1466 war ein neuer Vertrag nötig zur Beilegung von Streitigkeiten in Steuerfragen, da durch die Entwertung des Geldes und die vermehrten Leistungen Eßlingens eine Erhöhung der Steuer notwendig wurde. Salem mußte nun jährlich 8 Pfund h für seine gesamten liegenden Güter im Eßlinger Gebiet ent-



Sirnauer Hof

richten. Alles, was die Mönche in ihren Hof zu- und wegführten, war zollfrei; dagegen sollten sie von dem, was sie in der Stadt verkauften und vertrieben, Umgeld, Eichgeld, Unterkauf usw. entrichten.

Im Städtekrieg 1449 besetzten die Eßlinger den Hof, da der Abt von Salem auf seiten Wirtembergs stand und nahmen die Vorräte weg. Der Abt begehrte Entschädigung, mußte sich aber 1452 mit der Rückgabe des Restes der Vorräte begnügen. 1548 diente der Pfleghof Karl V. als Quartier, 1632 schenkte ihn Gustav Adolf dem Obersten Bernhard Schaffalitzky. 1682 kam es zu einem Austausch der Salemer Besitzungen mit Württemberg, das den Hof seinem Bebenhäuser Pfleger in Eßlingen unterstellte. Längere Zeit waren die Baulichkeiten unbewohnt und dienten als Getreidemagazine, bis 1803 das städtische Gefängnis in die festen Mauern verlegt wurde (daher die ortsübliche Bezeichnung „Kriminal“). Die seit dem Umbau von 1509 (Marx Steinmetz von Stuttgart) wenig veränderten Gebäude erfuhren 1900 eine gründliche Überholung, die ihr Äußeres beträchtlich veränderte.

Gleich neben dem Salemer lag der Pfleghof des Klosters *Blaubeuren*, das schon um 1150 in Eßlingen Besitz hatte. 1230 wird der Hof mit Kelter an der mittleren Beutaustraße erstmals erwähnt. 1238 frei-

ten die Bürger von Eßlingen seine Güter gegen eine jährliche Steuer von 2 Pfund h von Abgaben, ein Zustand, der sich bis in die Reformationszeit erhielt. Nach den anfänglichen Erwerbungen änderte sich der Besitzstand Blaubeurens kaum mehr. Nach der Reformation kam der Hof unter württembergische Verwaltung und wurde mit dem Denkendorfer Hof vereinigt. Die noch heute vorhandenen, wenn auch vielfach veränderten, Gebäude gingen 1845 in Privatbesitz über.

Erhalten ist auch der Hof des *Klosters Kaisersheim* am Ausgang zur Burg mit der etwas tiefer gelegenen großen Kelter. Das schon vorher in Eßlingen begüterte bayerische Kloster gelangte 1293 durch die Stiftung Meister Trutwin des Arztes in den Besitz von dessen Haus am Schönenberg samt Weinbergen und Einkünften aus den Brotlauben. Neben dem Haus erstellte Trutwin eine Marienkapelle, die mit einem Priester des Klosters besetzt wurde. Auch sie war mit Weinbergen reich begabt, während die Kirche den Bau durch Verleihung von Ablässen unterstützte. 1314 vermochte das Kloster der wegen des Kriegs mit Württemberg in schwerer Not befindlichen Stadt den Burgweinberg abzukaufen und den Besitz in den folgenden Jahren abzurunden, so daß es den ganzen zwischen den Schenkelmauern der Burg liegenden Berghang mit seiner ausgezeichneten Weinlage in seine Hand bekam, dessen Ertrag die Stadt Steuerfreiheit zusicherte. 1318 wurde mit dem Kelterbau begonnen, in der Folge der Klosterhof erweitert. Streitigkeiten mit der Stadt und einzelnen Bürgern konnten nicht ausbleiben, so 1450, als Eßlinger Söldner mit Gewalt in den Hof eindrangen. Durch Vermittlung der Herzöge von Bayern als Schirmherrn von Kaisheim konnte der Zwischenfall beigelegt werden.

Seit der Reformation spielte die Kapelle des Pflegehofs eine besondere Rolle: sie war der einzige Ort in Eßlingen, wo privater katholischer Gottesdienst für die Bewohner aller Klosterhöfe abgehalten werden durfte. Während des Interims wurde er wieder öffentlich und blieb es trotz der heftigen Klagen der evangelischen Geistlichkeit Eßlingens, eine Quelle endloser Streitigkeiten. Im Dreißigjährigen Krieg mußte der Pater Pfleger mit seinen drei Confratres auswandern, nach der Schlacht von Nördlingen kehrten sie zurück. Kaisheim blieb bis 1803 im Besitz seiner Güter. Der baufällig gewordene Pflegehof mußte 1775 größtenteils neu erbaut werden, wobei die Marienkapelle abgebrochen wurde. Auch die Kelter hatte man 1508 von Grund auf erneuert. Die Gebäude gingen 1845 in Privathand über.

Den *Konstanzer Pflegehof* in der Webergasse nahm Eßlingen 1327 in seinen Schutz, befreite ihn von Steuer und Zoll mit Ausnahme von 15 Pfund h jährlichen Abgaben und nahm das Domstift und seine Eßlinger Pfleger zu Bürgern an. Dabei wurde ihm das Recht gewährt, Wein und Korn auf dem Markt zu verkaufen. Es war das Ergebnis eines Vergleichs, der einen heftigen Streit beendete, in dessen Verlauf sich Eßlingen an den Konstanzer Pflegern vergangen und den Wein des Domstifts widerrechtlich verkauft hatte. Seitdem bestand ein im wesentlichen ungetrübtes Verhältnis, zumal der Konstanzer Besitz nicht sehr bedeutend war. Erst 1681 mußte der Vertrag von 1327 erneuert werden, wobei die Freiheiten des Hofes bestätigt, seine Steuer auf 20 fl. festgesetzt wurden. 1803 kam er an Baden und wurde 1807 von Württemberg eingetauscht. Einige Zeit war er Sitz des Kameralamts, bis auch er in Privatbesitz gelangte.

Unweit davon liegt der *Bebenhäuser Hof*, schon 1257 als „Steinhaus“ urkundlich erwähnt. Im gleichen Jahr einigte sich das Kloster mit der Stadt, aus seinen ausgedehnten Besitzungen, die Kaiser Friedrich II. 1232 von Abgaben befreit hatte, 5 Pfund h Steuer zu bezahlen. Sie wurden durch reiche Schenkungen Eßlinger Bürger vermehrt, wie die Meister Rudolf des Arztes, der 1279 dem Kloster sein Haus vor dem Schöllkopftor mit 11 Morgen Weinbergen vermachte, oder die der Witwe Bertolds von Lichtenstein, die dafür Wohnung in einem Haus des Klosters neben dem Pflegehof erhielt. Auf diese Weise nahm der Bebenhäuser Besitz so zu, daß bereits 1288 die Steuer in beiderseitigem Einvernehmen auf 9 Pfund h erhöht wurde. Eine Folge davon war auch die Erweiterung des Pflegehofs durch Einbeziehung weiterer Häuser. Die Stiftung eines Priesters Albrecht von Owen gab dem Hof 1339 eine eigene Kapelle mit gut dotierter Pfründe.

Im 14. und 15. Jahrhundert kamen die Erwerbungen allmählich zum Stillstand. Immerhin gab 1466, als Bebenhausen dem Eßlinger Stadtschreiber Niklas von Wile ein Haus an seinem Pflegehof um 300 Pfund Heller verkaufte und daher eine Herabsetzung der Steuer um 3 Pfund h forderte, die Stadt zu verstehen, seit dem Übereinkommen von 1288 habe das Kloster so viele Güter außer der Steuer bekommen, daß es billig bei dem alten Abkommen bleibe. Mit der Reformierung von Bebenhausen kam ein württembergischer Pfleger auf den Hof, der hier bis 1806 die Verwaltung führte. Das 1770 ausgebesserte Gebäude wurde Sitz der Stiftungsverwaltung. Heute steht nur noch der Vorderbau, Wohnhaus und Kapelle sind verschwunden.



Fürstenfelder Klosterhof

Das bayerische *Kloster Fürstenfeld*, das Lieblingskloster Ludwig des Bayern, faßte vielleicht durch dessen Vermittlung 1317 in Eßlingen Fuß, indem es vom Kloster Sirnau Weinberge im Heimbach kaufte und im gleichen Jahr mit der Stadt ein Abkommen traf, gegen die einmalige Bezahlung von 100 Pfund h Güter im Wert von 500 Pfund h erwerben zu dürfen, die steuerfrei sein sollten. Zugleich erhielt es wie Salem und Bebenhausen Bürgerrecht, allerdings mit der Einschränkung des Verbots, in Eßlingen Wein zu verkaufen oder auszuschenken, außer wenn es in Kriegs- und Notzeiten ihn nicht wegführen konnte. In der Stadt ließ sich das Kloster durch ein Vermächtnis des Diakons Johann Wigmann nieder, der ihm seine neu erbaute, 1321 geweihte Kapelle Ecke Heu- und Strohgasse samt den anliegenden Häusern schenkte. In der Folge baute das Kloster Kapelle und Häuser zu einem großen Gebäude zusammen, dem Fürstenfelder Pfleg Hof, von dem aus nun ein Konventual die Klostergüter verwaltete und zu dem bald auch eine eigene Kelter kam. Im 14. und 15. Jahrhundert erwarb das Kloster weiteren Besitz in Eßlinger Markung und im Remstal. Der Pfleg Hof fiel 1541 einer Feuersbrunst zum Opfer, ebenso 1701 dem großen Eßlinger Stadtbrand. Jedesmal erstand er unter Einbeziehung der erhaltenen Mauern wieder, nach 1701 in barockem Stil, weshalb er als „Schlöß-

chen“ bezeichnet wurde. Bis 1802 war er von einem fürstenfeldischen Pfleger bewohnt. Seit 1845 in privater Hand, dient er heute als Gastwirtschaft.

Der *Denkendorfer Pfleg Hof* hatte für Eßlingen besondere Bedeutung, da die Stadt zu dem nahe gelegenen Kloster in engen Beziehungen stand. Während schon Barbarossa seinem Eßlinger Vogt den Schutz des Klosters anbefohlen hatte, kam in den folgenden Jahrhunderten die Schirmvogtei bald in die Hand der Reichsstadt, bald in die der Grafen von Württemberg als Landvögten in Schwaben, so daß Denkendorf in unglücklicher Weise in die Streitigkeiten zwischen beiden hineingezogen wurde. Erst 1424 gelangte es endgültig unter württembergischen Schirm. In Eßlingen hatte es bereits 1240 Haus- und Güterbesitz, während sein mächtiger Pfleg Hof am Holzmarkt erst 1387 erwähnt wird, als es Bürgerrecht und Abgabefreiheit erlangte, sich aber dafür verpflichtete, jährlich 20 Pfund h Steuer zu bezahlen und ein- bis zweimal Dienste und Fuhren an die Stadt zu leisten. Zugleich übergab der Konvent sein Siegel und seine wichtigsten Dokumente zur Verwahrung in der Stadt – erst 1535 sollte er sie zurückerhalten –, die so ein Mitspracherecht bei der Klosterverwaltung erlangte. 1400 machte Eßlingen davon Gebrauch, als der Konvent wegen übergroßer Schuldenlast für einige Zeit auseinander- ging, damit sich die Klosterfinanzen erholten: im Ver-

ein mit dem Propst setzte es Pfleger über die Kloster-einkünfte ein, die zuerst der Stadt und ihrer Bürger Forderungen zu befriedigen hatten.

Der Pflegehof, zu dem bald auch eine Kelter kam, erwies sich in Kriegszeiten von besonderem Wert für Denkendorf: wiederholt flüchteten die Klosterinsassen nach Eßlingen und suchten Schutz hinter den festen Mauern der Stadt. 1469 erwarb diese ein Haus des Pflegehofs unweit der Barfüßer um 100 fl. und stand, auch als Denkendorf württembergisch geworden war, in enger wirtschaftlicher Beziehung zum Kloster. Das hinderte die Stadt allerdings nicht, es in den Kriegen von 1449 und 1519 samt seinen Besitzungen zu verwüsten, wobei auch der Pflegehof regelmäßig in Mitleidenschaft gezogen wurde. Er teilte das Schicksal der anderen Höfe altwürttembergischer Klöster, war nach der Reformation Sitz eines württembergischen Verwalters und wurde im 19. Jahrhundert verkauft.

Das Schwarzwaldkloster St. Blasien, eines der am frühesten in Eßlinger Markung begüterten Klöster, kam 1265 in den Besitz eines Pflegehofs, als ihm sein Pfleger in Nellingen, Heinrich von Eybach, ein von ihm erbautes Haus in der Pliensau schenkte. Zunächst von allen Diensten befreit, wurde der Hof infolge vermehrter Geldforderungen des Kaisers besteuert, 1277 aber, als St. Blasien Bürgerrecht erhielt, gegen eine jährliche Abgabe von 4 Pfund h von Leistungen an die Stadt ausgenommen. 1287 vergrößerte sich der Hof durch eine weitere Hofstatt mit verschiedenen Gebäuden, die das Kloster erwarb. Wiederholt machte Eßlingen Anleihen bei St. Blasien, während deren Laufzeit der Pflegehof von Steuer befreit war. Im Krieg mit Graf Ulrich, als die Eßlinger den Klosterhof in Nellingen plünderten, wurde auch der ihm unterstellte Blasiushof in der Pliensau hart mitgenommen; 1454 zahlte die Reichsstadt 300 fl. Entschädigung dafür. Auch im Krieg 1519 wurde der Hof seiner Vorräte beraubt, ohne daß der Abt von St. Blasien Ersatz erlangt hätte. Zum Hof gehörten ausgedehnte Güter mit Waldungen; 1650 erwarb Eßlingen den gesamten Besitz um 5000 fl., gab ihn aber bereits 1697 an Württemberg ab. Der Blasiushof diente lange als Kärcher-Zunft haus, wurde im 19. Jahrhundert zur Scheuer degradiert und nahm schließlich eine Farbenfabrik auf, die 1911 abbrannte.

Als letzter ist der *Adelberger Pflegehof* zu nennen, nach Pfaff eine Schenkung Heinrichs von Wendlingen an das Kloster, durch einen Vertrag von 1248 mit Eßlingen von Steuern und Lasten befreit. Durch weitere Erwerbungen, namentlich zwei anliegende Häuser, konnte der Hof 1453 zu stattlichem Umfang er-

weitert werden, bedingt durch die reichen Adelberger Besitzungen. Besondere Bedeutung erlangte der Hof durch die Verleihung des Asylrechts im 15. Jahrhundert: wer sich in ihn flüchtete, war bei einer Straftat vor Verfolgung sicher und frei, weshalb das Gebäude auch „Freihof“ genannt wurde. Das von Kaiser Friedrich III. 1484 bestätigte Privileg war Anlaß zu vielen Streitigkeiten mit der Stadt, die nicht selten die Immunität des Hofes verletzte. 1519 kam es deshalb zu einer schweren Auseinandersetzung mit dem Abt von Adelberg, der in Rom eine Bannbulle gegen die Stadt erwirkte und Klage beim Reichskammergericht erhob. Es bedurfte der Vermittlung der österreichischen Regierung in Württemberg, um den Streit 1525 gütlich beizulegen. Erst als der Hof in württembergische Hand übergegangen war, geriet das Asylrecht allmählich in Vergessenheit. 1791 wurde der Freihof als baufällig abgetragen.

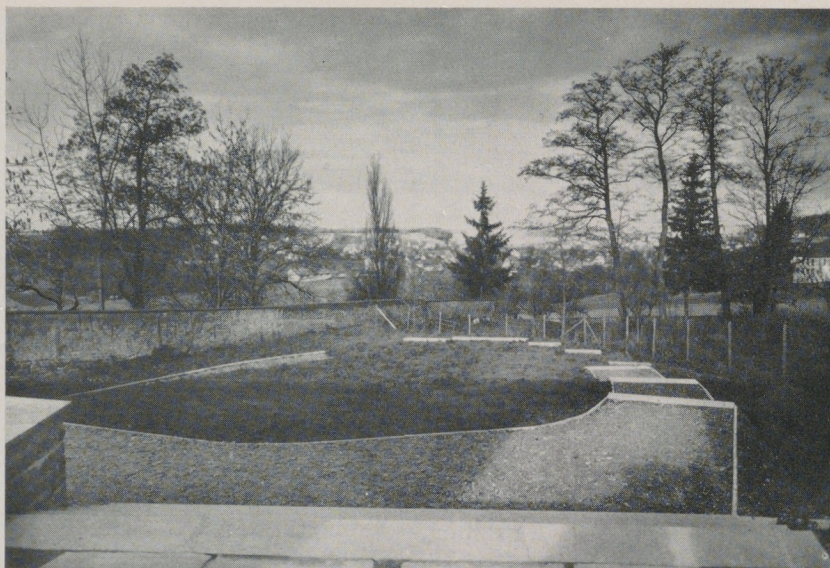
Betrachtet man die Pflegehöfe in ihrer Gesamtheit, so zeigt sich deutlich ihre rein wirtschaftliche Aufgabe innerhalb der Stadt. Als Verwaltungstützpunkte und Vorratslager auswärtiger Klöster gehörten sie untrennbar zum Wirtschaftsgefüge Eßlingens, auf dessen Markt ihre Vorräte eine nicht zu unterschätzende Rolle spielten. Dabei waren sie als gewichtige und zuverlässige Steuerzahler von höchster Bedeutung für den Finanzhaushalt, mit ihren großen Vorräten zugleich eine Reserve, auf die man in Kriegszeiten die Hand legen konnte und, wenn man so will, auch ein Unterpfand für das Verhältnis zum jeweiligen Kloster und seiner Herrschaft.

Eine etwaige Konkurrenz zur städtischen Produktion suchte der Magistrat durch Verkaufsverbote oder hohe Besteuerung auszuschalten. War die Qualität der Ware nicht einwandfrei, so daß der gute Ruf des Marktes und der Stadt darunter leiden konnte, ging man mit äußerster Strenge vor. Als der Bebenhäuser Pfleger 1441 den Wein verfälscht hatte, wurde seinem Kloster ein Verkaufsverbot samt einer beträchtlichen Buße auferlegt. Sein gesamter Weinvorrat wurde weggeführt, damit die Gewähr gegeben war, daß sich kein verdorbener Wein mehr in der Stadt befand.

Doch auch die Klöster der Bettelorden spielten neben ihrer religiösen, sozialen und kulturellen Aufgabe eine Rolle auf wirtschaftlichem Gebiet. Sie stellten „Großhaushaltungen“ dar (Hektor Ammann), die trotz starker eigener Erzeugung das Gewerbe der Stadt nötig hatten und bedeutende Kunden für den Handel waren. So sind sie auch auf diesem Feld untrennbar verbunden mit dem Leben der mittelalterlichen Reichsstadt, Zeugen ihrer einstigen Größe und wirtschaftlichen Vorrangstellung.



Eßlingen von der unteren Neckarhalde von J. Braungart, um 1835



Ansicht des Kriegerehrenmal-Geländes Ochsenshausen vom Mauerdurchbruch Kirchplatz gegen Norden

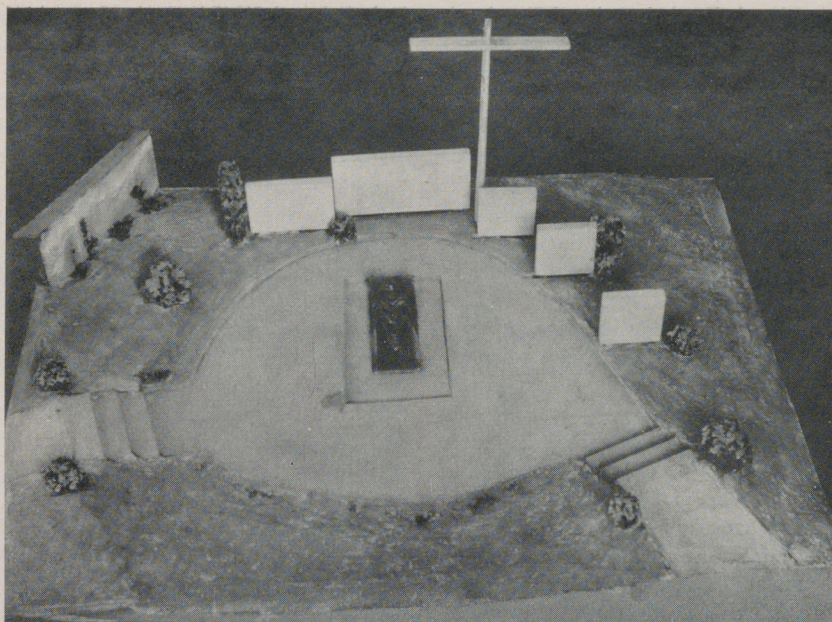
Ein Ehrenmal der Stadt Ochsenshausen

Die Stadt Ochsenshausen steht im Begriff, ein Ehrenmal zu schaffen, dessen Entstehungsgeschichte überaus lehrreich ist, weil an ihr das glückliche Heranreifen eines guten Planes – unter Ausscheiden aller schlechteren Möglichkeiten – verfolgt werden kann, wobei an dessen Entwicklung außer den ausführenden Künstlern vor allem das Staatliche Amt für Denkmalpflege in Tübingen (Hauptkonservator Dr. Hoffmann) und die Stadtverwaltung Ochsenshausen (Bürgermeister) Habrik maßgeblich beteiligt sind.

Wer Ochsenshausen kennt – die Modellaufnahme deutet die Situation an – kann sich die Schwierigkeiten vorstellen, denen eine gute Stellung und Gestaltung des Ehrenmales begegnen mußte. Die Gebäudegruppe des ehemaligen Benediktinerklosters bildet eine Einheit und Ganzheit, die gegen alle Eingriffe hoch empfindlich sein muß. Eingeschlossen ist dabei der Vorplatz der Kirche, der östlich von der Kirche begrenzt wird, südlich vom einstigen Gästebau (nicht sichtbar), westlich und nördlich von Mauern, welche das Torhaus einschließen. Hinzu kommt die wundervoll in das vordere Drittel des Hofes gesetzte Mariensäule (auch nicht sichtbar). Der Tiefenzug von Gästebau und Klosterkirche, dazu die dagegen gerichteten ausgleichenden Senkrechten von Mariensäule, Westfassade der Kirche (Pilaster!) und überragendem Kirchturm vermitteln sogleich nach dem ersten Schritt in diesen „Binnenraum“ aus dem Torhaus heraus ein selten gebundenes Architekturbild. Wohin nun hier mit dem Ehrenmal?

An den Ort des Ehrenmales von 1914/18 seitab im

Garten neben der Kirche? Da waren keine Möglichkeiten freier Gestaltung mehr; schwere gegenseitige Beeinträchtigungen der beiden Male wären unvermeidlich gewesen. Die Errichtung an der Mariensäule war undiskutabel. Eher schon bot sich hierfür das westliche Ende des Vorhofes an. Es war jedoch vorauszusehen, daß es dabei zu einem sehr ungleichen Gegenüber von Kirche und Mal kommen mußte, wobei der notleidende Teil der dazwischen befindliche Platz gewesen wäre. Auch war zu bedenken, daß gerade hier die Ausfahrt liegt. Wer einmal die Auffahrt der Wagen bei den Gottesdiensten in Ochsenshausen sah, weiß, daß hier gerade zu den Zeiten, da der Einheimische oder Filialist das Ehrenmal sieht, eitel Lärm und Unruhe herrschen. Aus ähnlichen Gründen war der Winkel der Nordmauer des Vorhofes ungeeignet. Auch daran wurde gedacht, die Anlage in den Friedhof zu verlegen, ein nicht ganz glücklicher Gedanke, wenn man berücksichtigt, daß dieser ziemlich „außer der Welt“ liegt. So bot sich schließlich nur noch der Raum zwischen der erwähnten Nordmauer und des jenseits dieser die Auffahrt begleitenden Mauerzuges an. Aus dieser Not haben die Beteiligten eine wahre Tugend zu machen verstanden, wobei eine einwandfreie geniale Lösung gefunden wurde. Beide Mauern wurden mit guten Öffnungen versehen, so daß der eingefriedete Raum – ohne seine Stille zu verlieren – zum Kirchweg für Fußgänger wurde. Das absinkende Gelände wurde zu einer kaum merklichen Terrasse eingeebnet, in welche die Liegefigur eines unter der Zeltbahn liegenden toten Soldaten Aufnahme finden wird, so daß der Blick des



Ausschnitt aus dem Modell des Kriegerehrenmals Ochsenhausen

Kirchgängers von oben darauf fällt. Zwei Treppen erschließen den Zugang zu jener Terrasse, weniger um einen Nahblick auf das Kunstwerk zu gestatten als vielmehr den Einblick in die Schrifttafeln zu gewähren, welche den weiter sinkenden Blick kulissenartig abfangen, indessen nicht so hoch sind, daß das darüber Hinausschauen von oben her unmöglich gemacht würde. Im Gegenteil, als eigentliches Schaubild bietet sich über der Mauer, durch Büsche hindurch oder über diese hinweg (man muß darauf sehen, daß sie niedrig bleiben) der Anblick von Ochsenhausen – der Heimat. Ein in Stamm und Balken betont schmales, dabei tiefes Kreuz ist dem Mal als Zeichen tieferer Sinnerfüllung und tröstlicher Zuversicht beigelegt, ohne darum – wie angedeutet – dem Blick

im Wege zu sein. Kaum irgendwo sind die natürlichen Möglichkeiten der Lage in so feinfühlicher Weise als Elemente der künstlerischen Gestaltung verwendet und dadurch, innerhalb einer Gesamtkomposition von überzeugender Form, zu einer Art geistiger Wirkung gebracht worden. Zur Ergänzung sei gesagt, daß die Geländegestaltung Gartenarchitekt Berlin in Biberach besorgte. Die Plastik des toten Soldaten wird von Prof. Henselmann geschaffen und in Bronze gegossen werden. Die Namenplatten der Gefallenen und Vermissten werden voraussichtlich aus hellem Naturstein gearbeitet (man wird auf eine gute Schrift achten), während das Kreuz in Aluminium wiederum von Prof. Henselmann ausgeführt werden wird.

Friedrich Sautter zum Gedächtnis

Manchen Wissenschaftlers und bedeutenden Künstlers gedenkt die „Schwäbische Heimat“ anlässlich seines Todes in Dankbarkeit. Möge sie auch einmal eines Mannes gedenken, der ein Laie war, Landwirt, Steinhauer und Mostereibesitzer in Zainingen auf der Uracher Alb: Friedrich Sautter, der unermüdliche Sammler alten Kulturgutes, ist in den ersten Januartagen einer schweren Krankheit erlegen.

Vielleicht erinnern sich einige Teilnehmer der Albfahrten des Heimatbundes noch an ihn, einen kleinen, vierschötigen, ja beleibten Mann, der im grünen Jägerkittel in der Mitte seines Dorfes auf den angemeldeten Omnibus wartete und dann stolz mit den Besuchern zu seinen

Sammlungen schritt, die damals im Ortsgasthaus ausgestellt waren. Meistens grub er unterwegs in seiner Hosentasche und förderte etwa eine alemannische Speerspitze oder ein römisches Hufeisen zutage mit dem Bemerken, dies habe er gestern auf einem Abfallhaufen gefunden. Seine Hosentaschen waren überhaupt nie leer; er fand immer etwas, er sammelte leidenschaftlich und aus einem gewissen Urtrieb heraus, er konnte gar nicht damit aufhören und seine Sammlung umfaßte schließlich fast alles vom deformierten Rehgehörn und interessant geformten Feldstein bis zu Kinderwiegen, bemalten Ofensteinen, Kupfergölsen, Milchpitschen, Lederhosen, Bandhauben, Bibeln, Geldkatzen, Goldwaagen, ja bis

zu vorgeschichtlichen Funden und Versteinerungen. Nach und nach hatte sich „der Sautterfritz“ eine ganz beachtliche Kenntnis und einen Blick für Kulturgut aus der Vor- und Frühgeschichte erworben, er konnte mit den Begriffen Hallstatt- und La-Tène-Zeit nur so um sich werfen und die fremdländischen Worte richtig aussprechen. Vor allem besaß er einen „Riecher“, ein triebhaftes Gefühl für das Finden solcher Dinge, um das ihn mancher Wissenschaftler beneiden würde. Diese Neigung hat er allerdings schon bei Professor Peter Goeßler schulen können, dem sein Vater, ein gebürtiger Hundersinger aus dem Lautertal, regelmäßig bei Ausgrabungen zur Hand ging; der kleine Fritz hat sich also schon als Büblein mit diesen Dingen befreundet.

So hat er, durch Heirat nach Zainingen gekommen, sich dann auf eigene Faust eine Sammlung aufgebaut, die viel Wertvolles enthält und deren Vervollständigung und Unterbringung ihn dauernd beschäftigte. Im Krieg hatte er unheimlich viel zu tun, bis alles verlagert, vergraben und an allen möglichen Plätzen untergebracht war: ob er überhaupt alles wieder gefunden und „ausgegraben“ hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Später begann ihn der Gedanke zu quälen, was aus seinen Schätzen würde, wenn er nicht mehr sei; er fürchtete, eine lieblose Nachwelt könne sie gering achten und verschleudern. Immer wieder hat er mit maßgebenden Stellen wegen der Übernahme der Sammlung verhandelt, aber es ist zu keinem Ergebnis gekommen. Dies scheiterte wohl auch wieder an seiner eigenen Art; er konnte sich nicht trennen, er hätte auslesen müssen, was er nicht wollte, denn er hing auch am „Kruscht“ mit ganzem Herzen, von dem seine Sammlung nicht ganz frei war.

Zuletzt besaß er einen gewissen Geschäftssinn und hatte kindliche Vorstellungen von den Reichtümern, die ihm eines Tages noch zufallen könnten. Eine Zeitlang ging er mit dem Plan um, eine neue Albhöhle nach Art der Bärenhöhle (und nach der Art ihrer finanziellen Ergiebigkeit!) zu entdecken und ein Museum mit seiner Sammlung danebenzustellen. Ich bin ihm einmal begegnet, als er eines der Löcher, in die die Bauern verendetes Vieh zu versenken pflegen, auf diesen Zweck hin näher untersucht hatte. Ein Einstieg, den er wagen wollte, war an seiner körperlichen Rundung gescheitert, er war einfach nicht hineingekommen und wäre beinahe elendiglich steckengeblieben! Später wollte er dann ein Museum in seinen Garten bauen, aber auch dieser Plan ist nicht zur Vollendung gekommen.

Ach, lieber, alter, kleiner und rundlicher Fritz Sautter – was für ein herrliches Original ist uns Äblern mit dir dahingegangen! Findet man so etwas je einmal wieder, so ein gutes Stück im Museum des Schöpfers? Nie wieder wird man dich in Abfallhaufen wühlen oder mit dem Alteisenhändler feilschen sehen, kein Heimatmuseum wird dich je wieder um Leihgaben bitten, keine ländliche Theatergruppe wird ihre Utensilien bei dir holen können! Heute noch sehe ich dich an jenem Mai-morgen vor meiner Haustür stehen, als du, in der Nähe tätig, mir einen skurril geformten Feldstein „aufs Nachttischle“ verehrtest. Ich habe den Stein zwar nicht „aufs Nachttischle“ gestellt, aber im Steingarten hat er seinen Ehrenplatz gefunden. Und so sollte auch die Nachwelt, der du so wenig zutrautest, dir ihren Stein setzen – „ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr!“

Angelika Bischoff-Luithlen



Friedrich Sautter, Zainingen († 1961)

Foto-Zentrale Hoschka, Unterlenningen

Musikpflege im Zisterzienserinnenkloster Kirchheim a. Ries im 17.-19. Jahrhundert

Von Paulus Weissenberger OSB

1. Quellen und Literatur

P. Pirmin Lindner OSB (Salzburg, St. Peter) schreibt in seinem *Monasticon ep. Augustani antiqui* (Bregenz 1913) über die Aufhebung des Klosters Kirchheim a. Ries im Jahr 1802 (S. 135): „K. fiel bei der Säkularisation dem fürstlichen Haus Oettingen-Wallerstein zu, das am 20. Oktober 1802 davon Besitz ergriff. Die Nonnen durften im Kloster beisammen bleiben und dort absterben. Sie erhielten anständige Pensionen und nur wenige verzehrten dieselbe auswärts. Die letzte Bewohnerin des Klosters, Anastasia Werner, starb am 14. Februar 1858“; diese letzte Zisterzienserin von Kirchheim wurde nicht weniger als 87½ Jahre alt; sie wurde im ehemaligen Klosterfrauenfriedhof am Chor der Abteikirche begraben. Ferner bemerkt Lindner (S. 137) über die letzte Äbtissin von Kirchheim: „Die letzte Äbtissin, M. Violantia II. Hirl, geboren zu Wemding, erwählt am 6. Oktober 1783, starb im aufgehobenen Kloster am 16. September 1829“ und zwar im Alter von fast 82 Jahren.

Ein Jahr nach dem Tod der letzten Äbtissin ließ Fürst Friedrich von Oettingen-Wallerstein in Kirchheim ein Verzeichnis über alle musikalischen Instrumente und Noten anfertigen, das von großem Interesse für die Geschichte der Musikpflege in einem Zisterzienserfrauenkloster des 17./18. Jahrhunderts ist. Das Verzeichnis wurde am 6. November 1830 abgeschlossen und ist noch im fürstlichen Archiv zu Wallerstein (Lagerort: I 12,31) vorhanden. Die oben genannte letzte Zisterzienserin von Kirchheim, Anastasia Werner, wird in dem Verzeichnis als „Chorregentin“ bezeichnet. Ihr Lehrer in der Musik war der bekannte Chordirigent Dreyer in Ellwangen.

Dieses Verzeichnis ist es wohl wert, veröffentlicht zu werden, da die schwäbisch-bayrische Musikgeschichte dadurch in mancher Hinsicht bereichert wird; gleichzeitig erhält man auch einen seltenen und deshalb um so mehr willkommenen Einblick in das geistige Leben einer Frauenabtei vergangener Zeiten. Freilich kann auf die in unserem Wallersteiner Verzeichnis genannten Namen von Musikern und ihren Werken sowie auf die darin vorkommenden Kirchheimer Nonnen hier nicht näher eingegangen werden. Ersteres muß einem zuständigen Musikhistoriker vorbehalten bleiben; letzteres ist erschwert, da über Kirchheim bisher nur kleinste Vorarbeiten für ein Profeßbuch oder eine Klostergeschichte vorliegen.

Für die Namen der in unserem Verzeichnis aufgeführten Musiker und ihre Kompositionen sei zur weiteren Orientierung auf folgende Literatur hingewiesen:

1. Die Musik in Geschichte und Gegenwart, Kassel 1949 ff., bisher 8 Bände.

2. U. Kornmüller, Die Pflege der Musik im Benediktinerorden, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens I/II (Brünn 1880/81), bes. Namensverzeichnis II S. 233–236.
3. P. Weissenberger, Geschichte der katholischen Pfarrei Wallerstein, Wallerstein 1946, Heft 2, S. 34–49: Die Pflege der Kirchenmusik.
4. G. Reichert, Der nordostschwäbische Raum in der Musikgeschichte, in: Ellwanger Jahrbuch 18 (1958/59), S. 7–24.

2. Nonnen als Musikfreunde

Als Eigentum der im Jahr 1830 noch lebenden Klosterfrauen von Kirchheim werden in unserem Wallersteiner Verzeichnis in Anspruch genommen und bezeichnet

1. Durch die Chorregentin Anastasia Werner drei Musikalien, nämlich

- 1 Stabat mater, f-moll, von Dreyer,
- 1 Messe von Dreyer, sie wird ausdrücklich als „geschrieben“, d. h. ungedruckt, bezeichnet,
- 1 Messe von Schwindel.

Alle drei Stücke werden als „von guter Komposition“ bezeichnet. Die drei Kompositionen befanden sich auf dem Zimmer der Chorregentin.

2. Ferner waren im Kloster noch 4 Violinen vorhanden, die durch verschiedene Nonnen ins Kloster gebracht worden waren, nämlich durch die Priorin Adelheid, die Subpriorin Franziska sowie die Chorfrauen Scholastika Herbst und Aloysia Bauer. Offenbar wurde die Musik bei den Zisterzienserinnen in Kirchheim eifrig gepflegt. Vielleicht wurde sogar das Spielen eines Instrumentes wie in der benachbarten Barockabtei Neresheim als Vorbedingung für die Aufnahme ins Kloster angesehen.

3. Liturgische Musikhandschriften

Bei der Bestandsaufnahme der Kirchheimer Musikalien im Jahr 1830 wurden ältere Musikalien des 15.–18. Jahrhunderts, vor allem liturgischer Art, d. h. Choralbücher, an fünf verschiedenen Orten vorgefunden und aufgezeichnet.

- a) In der *Klosterbibliothek*. Leider wird uns diese, von der wir auch in anderen Kirchheimer Archivalien wenig hören, nicht näher beschrieben. Immerhin waren darin im Jahr 1830 noch folgende Choralbücher vorhanden:

- 1 Antiphonarium Romanum vom Jahre 1498, in Schweinsleder gebunden (gedruckt oder geschrieben?),

- 1 Antiphonarium Romanum vom Jahre 1630,
- 1 Antiphonarium Romanum, „sehr alt, klein, ohne Jahreszahl“,
- 1 (Liederbuch) „die Harpfe Davids“ mit Noten, vom Jahre 1669,
- 2 kleine Antiphonarien aus den Jahren 1749 und 1763,
- 8 Stück Processionale, geschrieben in den Jahren 1700 (2), 1701, 1719, 1721, 1728 (2) und 1738.

Alle diese Bücher wurden der ehemaligen Bursnerin (Gutsverwalterin), Frau M. Aloysia *Bauer*, zu treuen Händen übergeben; sie sollte dieselben mit allen übrigen Chor-, Meß- und Mettenbüchern (= Brevieren), die sich bisher auf dem Frauenchor befanden, unter Verschuß aufbewahren.

b) Im *Frauenchor*, der durch die Orgel in zwei Hälften geteilt wurde. „Im Kästchen zur linken Hand“, d. h. auf der linken Chorseite befanden sich in einem offenbar verschließbaren Behältnis (Kasten) an Chorbüchern:

- 3 in Schweinsleder gebundene Antiphonarien aus den Jahren 1670, 1671 und 1672,
- 2 Antiphonarien in Schweinsleder, ohne Jahreszahl,
- 1 Antiphonar in braunem Leder ohne Jahreszahl,
- 4 Antiphonarien für das Fronleichnamfest, sämtliche ohne Jahreszahl, davon 2 in Schweinsleder, 1 in braunem Leder und 1 ungebunden,
- 3 „ganz große“ Antiphonarien in Schweinsleder, ohne Jahreszahl.

Auch auf der *rechten* Chorseite befand sich ein Kasten für Musikalien, in ihm fanden sich 1830 an Chorbüchern vor:

- 12 Antiphonarien zum Handgebrauch, davon 5 ohne Jahreszahl, die übrigen aus den Jahren 1665–1668 und 1676, 9 von ihnen in Schweinsleder gebunden,
- 3 „ganz große“ Antiphonarien in Schweinsleder, ohne Jahreszahl,
- 1 Processionale vom Jahre 1734.

Endlich war noch das zur Orgel selbst gehörige „Choralbuch“ (für die Orgelbegleitung des Chorals) vorhanden, das keine Jahreszahl trug und von der Chorregentin, die wohl auch selber Organistin war, aufbewahrt wurde.

c) Im *Kapitelsaal*, wo wohl im Winter die Metten oder Vigilien gehalten, nach der Aufhebung des Klosters vielleicht auch die übrigen Tagzeiten gebetet wurden, wurden festgestellt:

- 3 „ganz große“ Mettenbücher (= Breviere) in vorzüglichem Schweinsleder, ohne Jahreszahl,
- 1 Mettenbuch vom Jahre 1769,
- 3 kleine Mettenbücher,
- 2 Meßbücher, in Schweinsleder.

Alle diese hier unter a) bis c) aufgeführten liturgischen Musikhandschriften oder Drucke wurden am 10. August 1832 in die fürstliche Bibliothek abgegeben, die sich damals im einstigen Benediktinerkloster Mönchsdeggingen

befand, dann in Maihingen und seit einigen Jahren auf Schloß Harburg bei Donauwörth untergebracht ist, und dorthin überführt.

4. Pflege des mehrstimmigen Gesangs

Die Zisterzienserinnen von Kirchheim sangen nicht nur Choral, sie müssen auch den mehrstimmigen Gesang eifrig geübt und wohl auch den Mädchen, die sie erzogen, gelehrt haben. Nur so ist es zu begreifen, daß im Wallersteiner Musikalienverzeichnis neben den eben aufgeführten Choralbüchern auch eine große Fülle von Kompositionen enthalten sind, die den mehrstimmigen Gesang voraussetzen. Sie wurden alle „im Musikkasten ober dem (oberm) Chor“ vorgefunden. Es werden folgende Musikalien genannt:

a) gedruckte Werke:

6 Messen von *Gleisner*, 14 von *Schreyer*, 8 von *Kraus*, 8 von *Laser* nebst (= wohl beigegebenen) Tedeum und 12 Tantum ergo, 10 Messen von *Groll*, 6 von *Schreiner* nebst Stabat mater, 12 Messen von *Lederer* nebst 7 Motetten und 1 Requiem von *Pausch*, je 6 Messen von *Dreyer* = Opus XI, Opus II, Opus XVII, Opus VI, 3 Messen von *Laser* und 6 Symphonien von *Dreyer*. – Nach dieser ersten Übersicht waren an gedruckten Musikalien nicht weniger als 90 Messen, 12 Tantum ergo, 6 Symphonien, 7 Motetten, 1 Requiem, 1 Tedeum und 2 Stabat mater vorhanden. – Als *Komponisten* werden genannt: *Dreyer*/Ellwangen, *Gleisner*, *Groll*, *Kraus*, *Laser*, *Lederer*, *Pausch*, *Schreiner*, *Schreyer* und *Schwindel*.

b) Geschriebene, d. h. ungedruckte oder abgeschriebene Musikalien:

2 Messen in D und F von *Wagner*, 1 Messe in D von *Bixi*, 1 Messe in D von *Wagner* (Pastoralmesse), 1 Messe „Verbi incarnati“ in D von *Wagner* (zweifach vorhanden), 2 Messen in D und F von *Zach*, 2 Messen in B und F von *Schreiner*, 1 Messe „Bethlehemica“ von *Prem* in D, 1 Messe in D von Kapellmeister *Mango* in Eichstätt, 1 Messe in F von *Prem*, 2 Messen in C und D von *Wüst*, 1 Messe in C von *Schnitzer*, 1 Messe in C von *Köbering* (zweimal vorhanden), dazu 6 Litaneien aus dem Jahr 1752 vom gleichen Komponisten, endlich 1 Messe in Dis von *Dreyer*. – Nach dieser zweiten Übersicht waren an ungedruckten bzw. abgeschriebenen Werken 17 Messen und 6 Litaneien vorhanden. Dabei kommen neben den bereits genannten Meistern *Dreyer* und *Schreiner* als weitere *Komponisten* vor: *Bixi*, *Köbering*, *Mango*, *Prem*, *Schnitzer*, *Wagner*, *Wüst* und *Zach*.

c) Requiemsmessen:

gedruckte: 6 samt 3 Libera von *Dreyer* = Op. VII,
geschriebene: 3 von P. Anselm (Rössle) aus Kaisheim in D und Fis (in letzterer Tonart 2 verschiedene

Messen, eine davon wird als „von vorzüglicher Komposition“ bezeichnet),

in Kupfer gestochene: 3 von *Laucher* „auf das Leben des Kaisers Josef und (Erzherzogs) Leopold komponiert“.

- d) *Miserere* (= Ps. 50, wohl vor allem für Andachten in der Fastenzeit benützt) 6 von *Dreyer* = Op. III.

- e) *Vespern*:

gedruckte Notentexte: 5 von *Lederer*, 4 von *Schreyer* „cum psalmis“, 32 „psalmi vespertini“ von *Pausch* = Op. III, „sind von guter Komposition“, 5 von *Dreyer* = Op. XII, 28 „psalmi vespertini“ von *Dreyer* = Op. IV, 19 (Vesper-)Antiphonen von *Laucher*, geschriebene Notentexte: 1 in D von *Sandel*, 1 in A von *Dreyer*.

- f) *Offertorien*:

gedruckte: 12 Arien seu Offertoria von *Dittersdorf*, gedruckt 1795,
geschrieben: 1 in F von *Michael Haider*, 1 in D von *Bachschmidt*.

- g) *Diverse geistliche Gesänge und Musikstücke*:

1. *Symphonien*: 1 in D von *Schnitzer*, 1 in F und 1 in G von *Laser*.

2. *Hymnen*:

- a) *Tantum ergo*: 6 von *Dreyer*, geschrieben 1781, 1 von *Dreyer* aus dem Jahre 1785, 1 in C von *Betzler*, 1 in C von *Schnitzer*.

- b) *Andere Hymnen*: O salutaris hostia, für 4 Singstimmen, ohne Verfasserangabe, Jesus dulcis (memoria) von *Stöckl* „für das Orchester“, 2 „de nativitate Jesu Christi“ von *Schnitzer*, 1 „in festo sanctorum omnium“ in B von *Bachschmidt*, ferner je ein Hymnus in D von *Dreyer* und in B von *Schnitzer*.

3. *Litaneien*: 6 von *Dreyer* = Op. X, 2 in A von *Dreyer*, 1 in A von *Feldmayr*.

4. *Antiphonen*: 2 „Veni sancte spiritus“ in D und 1 in C von *Schnitzer*, je 3 „Salve regina“ in D und C von P. Anselm (Rössle) aus Kaisheim, 3 „Regina coeli“ in D, C und G von *Dreyer*, 14 Antiphonen von *Gruber* „für das Orchester“.

5. *Arien, Motetten, Terzetten*: 1 Arie „di an fo si“ in A, 1 Arie, Terzetto, 1 deutsche Arie vom Jesuskindlein in C (alle 3 Arien ohne Angabe des Komponisten), 1 deutsche Arie „O Mutter der Schmerzen“ von *Bachschmidt*, 3 „Domine ad adjuvandum me“ für das ganze Orchester von *Bachschmidt*, 4 Motetten zur Fronleichnamsprozession für das ganze Orchester von P. Barnabas *Mathes* aus Kaisheim aus dem Jahre 1796, 1 Terzetto in B für das Orchester von *Bachschmidt*, 1 Chorus in C von *Bachschmidt*.

Wenn man die vorliegenden Listen von musikalischen Kompositionen übersieht, so läßt sich feststellen, daß

nicht weniger als 29 Komponisten darin namentlich vertreten sind. Sie seien hier nochmals mit ihren Werken zusammengefaßt:

1. *Bachschmidt*: 1 Offertorium, 1 Hymnus, 1 deutsche Arie, 3 Domine ad adjuvandum me, 1 Terzetto, 1 Chorus.
2. *Betzler*: 1 Tantum ergo.
3. *Bixi*: 1 Messe.
4. *Dittersdorf*: 12 Arien oder Offertorien.
5. *Dreyer-Ellwangen*:
gedruckt: 25 Messen, 6 Requiem samt 3 Libera, 1 Stabat mater, 6 Miserere, 28 Psalmi vespertini, 1 Hymnus, 8 Litaneien, 3 Regina coeli; in der Reihenfolge des Erscheinens seiner Werke: Op. II = 6 Messen, Op. III = 6 Miserere, Op. IV = 28 Psalmi vespertini, Op. VI = 6 Messen, Op. VII = 6 Requiem und 3 Libera, Op. X = 6 Litaneien, Op. XI = 6 Messen, Op. XII = 5 psalmi vespertini, Op. XVII = 6 Messen (es fehlten also von seinen Werken in Kirchheim Op. I, V, VIII, IX, XIII–XVI);
ungedruckt: 1 Messe, 1 Vesper, 7 Tantum ergo.
6. *Feldmayr*: 1 Litanei.
7. *Gleisner*: 6 Messen.
8. *Groll*: 10 Messen, 4 Offertorien.
9. *Gruber*: 14 Antiphonen.
10. *Haider, Michael*: 1 Offertorium.
11. *Köbering*: 1 Messe, 6 Litaneien.
12. *Kraus*: 8 Messen.
13. *Laser*: 11 Messen, 1 Tedeum, 12 Tantum ergo, 2 Symphonien.
14. *Laucher*: 3 Requiem, 19 Antiphonen.
15. *Lederer*: 12 Messen, 7 Motetten, 5 Vespern.
16. *Mango, Eichstätt*: 1 Messe.
17. *Pausch*: 1 Requiem, 32 Psalmi vespertini = Op. III.
18. *Prem*: 2 Messen.
19. *Sandel*: 1 Messe.
20. *Schnitzer*: 1 Messe, 1 Symphonie, 3 Hymnen, 1 Tantum ergo, 3 Antiphonen.
21. *Schreiner*: 8 Messen, 1 Stabat mater.
22. *Schreyer*: 14 Messen.
23. *Schwindel*: 1 Messe.
24. *Stöckl*: 1 Hymnus.
25. *Wagner*: 4 Messen.
26. *Wüst*: 2 Messen.
27. *Zach*: 2 Messen.
Hinzu kommen noch die beiden Zisterzienser von Kaisheim:
28. P. Barnabas *Mathes*: 4 Motetten zur Fronleichnamsprozession.
29. P. Anselm (*Rössle*): 3 Requiem, 6 Salve regina (nach dem Neuburger Kollektaneenblatt 1882, S. 86 f., starb Mathes am 20. 2. 1803 in Ingolstadt, Rössle am 27. 9. 1811 als Pfarrvikar in Pielenhofen bei Regensburg).

5. Das klösterliche Orchester

Im obigen Musikalienverzeichnis wurde wiederholt ein Orchester erwähnt, das unstreitig nur von den Zisterziensern besetzt war. Ein Orchester setzt aber eine Reihe von Musikinstrumenten voraus, die vorhanden sein mußten und die auch im Wallersteiner Verzeichnis vorkommen. Sie scheinen allem nach reiche Verwendung gefunden zu haben. Zwar sind es nicht viele, die aufgeführt werden. Sie geben aber doch einen wertvollen Einblick in das musikalische Leben und Treiben, vor allem im Zusammenhang mit obiger Musikliteratur, einer Zisterzienserinnenabtei des 18. Jahrhunderts.

Auf 4 vorhandene Violinen wurde bereits zu Beginn dieses Aufsatzes hingewiesen (oben n. 2). Neben diesen werden noch folgende Musik-Instrumente genannt, die um 1832 noch vorhanden waren:

- 1 Inventionstrompete mit Mundstück und Aufsatz von Messing; sie wurde erst 1828 von der verstorbenen Äbtissin für die ehem. Abteikirche angekauft,
- 1 „Trompetta marina“ aus Holz, ohne Saiten,
- 2 „Trompetta marina“ aus Holz, ohne Saiten, „die beide statt der Waldhörner gebraucht werden“,
- 1 Paar Pauken mit Schlägel, eisernem Gestell und eisernem Stimmer,
- 1 Kontrabaß mit 2 eisernen Stimmhaken,
- 1 alte Violine.

Wie sich aus dieser Zusammenstellung ergibt, war das Orchester der Nonnen von Kirchheim um das Jahr 1832 nicht mehr allzu groß; vielleicht war es ein halbes Jahrhundert früher noch etwas ansehnlicher. Immerhin standen den Nonnen um 1832 noch 14 Musikpulte für den Notfall zur Verfügung.

6. Nachrichten über die Klosterbücherei

Der Bericht vom 6. November 1830 über die Kirchheimer Musikaliensammlung wurde vom fürstlich-wallersteinschen Geheimen Rat Kohler mit wenig Befriedigung aufgenommen. Er hatte mehr erwartet. Er wunderte sich nicht wenig, daß ein so altes Stift wie Kirchheim gar kein musikalisches Werk besitzen sollte, das über die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zurückging. Er befahl darum am 2. März 1831 ein abermaliges genaues Nachspüren in den Räumen des Klosters Kirchheim nach älteren musikalischen Werken, Chorbüchern usw., indem er die bisher verzeichneten Musikalien der Abtei als „höchst unbedeutend“ bezeichnete.

Auf diese höchste Weisung aus Wallerstein setzte sich das fürstlich wallersteinsche Rentamt in Kirchheim mit den noch lebenden Zisterzienserinnen von Kirchheim ins Benehmen, um nähere Erkundigungen über die Vergangenheit des Klosters einzuziehen. Daraufhin berichtete es am 10. März 1831 nach Wallerstein folgende Neuigkeiten. Bei Neuanschaffung von musikalischen

Werken seien die älteren Musikalien gewöhnlich an die Lehrer in den Schulen der umliegenden Dörfer verschenkt oder auch als Makulatur verkauft worden. Nicht allzuweit von Kirchheim entfernt lag damals die Papiermühle von Weileranhausen bei Christgarten unweit Nördlingen, die von 1679 bis 1871, also rund 200 Jahre, bestand; dorthin wurden wohl das alte Papier des Klosters und damit auch alte, abgegriffene oder unbrauchbar gewordene Musikalien verkauft und dann eingestampft.

Des weiteren berichtete das fürstliche Rentamt einiges über die Klosterbibliothek von Kirchheim. Hiernach befanden sich 1831 in ihr noch eine größere Anzahl alter Chorbücher, meist in schönen Einbänden. – Nach einem weiteren Bericht des fürstlichen Rentamts vom 28. März 1831 – in der Zwischenzeit waren wohl die Bücherbestände eingehend durchgesehen worden – bestand die Bibliothek des Klosters Kirchheim „aus lauter lateinischen Psalterien, Brevieren und deutschen Gebetbüchern, dann Predigten, welche jedesmal bei dem Absterben einer Nonne dahin gebracht worden sind“. Weiter wurde gemeldet, daß die vorhandenen Predigtwerke „aus dem 13.–16. Jahrhundert“ stammten, „die als Manuskripte für eine Bibliothek von Wert sein dürften, so z. B. Andachtsübungen des Grafen Wilhelm und der Gräfin Magdalena von Oettingen, der Äbtissin Cordula von Seggendorf (um 1561–1566), der (Chorfrau?) Agnes von Werdenberg, dann mehrere Manuskripte auf Pergament“. Mit diesen Hinweisen auf klösterliche oder gräfliche Erbauungsliteratur wird die Frömmigkeitsgeschichte des spätmittelalterlichen Klosters Kirchheim berührt, auf die schon vor nahezu 40 Jahren Georg Grupp aufmerksam gemacht hat (vgl. Aus dem religiösen Leben des Rieses im Mittelalter, in: Jahrb. Hist. Ver. Nördlingen VIII/1922, S. 27–32: Die Zist. in Kirchheim; vgl. auch P. Weißenberger, Psalmenfrömmigkeit im Kloster Kirchheim im 16. Jahrhundert, in: Cist. Chronik, Bregenz, 67/1960, S. 1–10).

Auf Grund obiger rentamtlicher Berichte wurde die Bücherei des Klosters Kirchheim von seiten der fürstlichen Verwaltung in Wallerstein geschlossen und der Schlüssel dazu, den bisher die Frau Subpriorin als Bibliothekarin des Klosters verwahrt hatte, vom fürstlichen Rentamt übernommen. Die älteren Werke der Bibliothek aus dem 14. bis 17. Jahrhundert wurden am 24. April 1831 der fürstlichen Domianalkanzlei in Wallerstein vorgelegt und dann der fürstlichen Bibliothek einverleibt. Alle übrigen als wertvoll geltenden Bücher der einstigen Zisterzienserinnenabtei Kirchheim wurden am 10. Mai 1831 bzw. im August 1832 in die Kanzlei nach Wallerstein abgeholt, ohne daß jedoch ein genaues Verzeichnis darüber erstellt worden wäre.

Schließlich sollen noch etwa 100 Bücher aus dem 18. Jahrhundert, meist Gebetbücher oder sonstigen erbaulichen Inhalts, vorhanden gewesen sein, die dann in den folgenden Jahrzehnten, besonders nach dem Tod der letzten Nonne von Kirchheim, zugrunde gingen oder sonst spurlos verschwanden.

Huber, Rudolf, Joseph Christian, der Bildhauer des Schwäbischen Rokoko. Tübingen, Verlag Tübinger Chronik 1960. 104 Textseiten, 108 Abbildungen, 5 Farbtafeln.

Woedel, Gerhard, Johann Joseph Christian von Riedlingen, ein Oberschwäbischer Bildhauer des Rokoko. Verlag Torbecke, Lindau/Konstanz 1958. 46 Textseiten, 74 Abbildungen.

Man wundert sich, daß dem Bildhauer Christian (1706 bis 1777) aus Riedlingen weder Kunstgeschichte noch Kunstfreunde bislang eine der hervorragenden künstlerischen Leistung des Meisters gemäße Aufmerksamkeit gewidmet haben. Sein Name ist unverdientermaßen nur wenig genannt neben denen anderer Bildhauer seiner Zeit, denen er durchaus ebenbürtig ist. Es sind nun in den letzten Jahren zwei Veröffentlichungen über den Meister erschienen, die es verdienen, den Lesern unserer Zeitschrift bekannt gemacht zu werden.

Das großformatig Buch von Huber ist ein wahres Prachtwerk. Mit den 108 meist ganzseitigen Abbildungen und 105 Farbtafeln hat die Landesbildstelle Württemberg (Herr Robert Bothner) Meisterliches geleistet und der Verlag Ebenbürtiges auf buchtechnischem Gebiet. Erst durch dieses Bildmaterial wird selbst dem Fachmann das Werk des Bildhauers genauer bekannt mit seinen Höchstleistungen in der skulpturalen Ausstattung der Klosterkirchen von Zwiefalten (1744–1755), Ottoheuren (1755–1767) und Buchau (1774–1767), um nur einiges wenige zu nennen.

Dem Text ist eine pompöse Liste vorausgeschickt von Gönnern, die dem Buch seine kostbare Ausstattung ermöglichen, und von Gelehrten, die dem Verfasser ihren Rat geliehen haben. Freilich, der Untertitel, „Der Bildhauer des Schwäbischen Rokoko“ ist in seiner Ausschließlichkeit zu beanstanden; wenn auch die beiden Feuchtmayer, Joseph Anton und Johann Michael, einer aus Österreich eingewanderten Familie entstammen, – sie sind freilich schon im schwäbischen Raum aufgewachsen, – so sind sie mit ihrem Schaffen mindestens ebenso sehr wie Christian zu den hervorragendsten Gestaltern gerade des Schwäbischen Rokoko geworden, dessen Bild ohne ihre Tätigkeit gar nicht vorzustellen ist.

Der Text hat in der Tübinger Dissertation des Verfassers von 1948 seinen Vorgang; er vermag eine eingehende Lebensgeschichte, zum wesentlichen Teil auf Grund neu erarbeiteter und ergebnisreicher Archivstudien zu geben, die über die Ausbildung des Künstlers und seinen Lehrmeister freilich noch immer nichts aussagen können. Der Werdegang Christians wird in drei Abschnitten behandelt. Dabei wird jeweils eine eingehende künstlerische Analyse der Werke angestrebt, wobei die Liebe zu dem prächtigen Material den Verfasser nicht selten zu konventionellen Äußerungen verführt. Aus der ersten Epoche, welche die Jahre 1730 bis 1744 umfaßt, ist die Kreuzgruppe von Emmingen aus dem Jahr 1738 zu erwähnen, ein noch in der Tradition des 17. Jahrhunderts wurzelndes Werk, das auch in seiner künstlerischen Qualität die zukünftigen Leistungen des Meisters noch nicht vermuten läßt. Doch schon die Figur des Heiligen Nikolaus, den Christian für das Zwiefaltener Kloster im Jahr 1740 fertigte, zeigt einen beträchtlichen Fortschritt und eine große dekorative Begabung. Eine glänzende Beherrschung des Schnitzmessers erweist sich in dem jetzt in Bregenz befindlichen Chorgestühl des ehemaligen Klosters Mehrerau (1743 bis 1744). Mit diesem und auch mit dem kleinen, bisher unbekannten Orgelprospekt von Aichelau, sowie mit

dem Josephsaltar von Sigmaringen von 1741 sind wir nahe an die Glanzleistungen des Meisters in den Chorgestühlen und in dem plastischen Schmuck von Zwiefalten und von Ottoheuren herangekommen. Die Gestalten des Meisters erreichen nun an sublimierter Ausdruckskraft ein Äußerstes und in dem zurückhaltend bewegten, Christian ganz eigentümlichen vibrierenden Fluß der üppigen Falten eine virtuose Beherrschung des Stofflichen, die es sich aber nie im Äußerlichen einer glänzenden Technik genügen läßt. Die rein dekorativen Teile, wie auch die früher allein als Arbeiten von Christian anerkannten reliefierten Bild Darstellungen an den Rückwänden der beiden Chorgestühle zeigen dieselbe hervorragende Meisterschaft. Wer den Entwurf zu den Chorgestühlen gemacht hat, Christian selber, oder der Stukkateur Johann Michael Feuchtmayer, bleibt unbekannt; es ist wohl nach der Gewohnheit der Barockzeit eine Gemeinschaftsarbeit, auch an den Baumeister Johann Michael Fischer könnte man denken. Auf alle Fälle ist in der Gesamtausstattung von Zwiefalten wie von Ottoheuren ein Höchstmaß künstlerischen Einklangs von Bildschnitzer und Stukkateur erreicht, wie es nur in der Barockzeit vorstellbar ist. Die Zuschreibung der Skulpturen beider Klosterkirchen, die lange Zeit für Arbeiten von Johann Michael Feuchtmayer gehalten wurden, an Christian durch Norbert Lieb kann Huber noch mit weiteren Gründen unterbauen und er kann das Werk des Bildhauers noch durch bemerkenswerte weitere Zuweisungen bereichern, auf die wir hier nicht eingehen können. Das Alterswerk (1773–1777) mit den bildhauerischen Arbeiten in der Stiftskirche Buchau in erster Linie zeigt eher ein Erlahmen als ein Verharren auf dem Erreichten, ganz entsprechend dem schicksalhaften Ablauf des Rokoko. Den Abschluß des Bandes bildet ein genau beschreibendes Werkverzeichnis in chronologischer Anordnung, der wir freilich nicht immer folgen können. Allerdings ist eine chronologische Ordnung der Arbeiten Christians erschwert durch das außerordentliche Schwanken der künstlerischen Qualität; so steht neben dem prächtigen Johannes dem Täufer von Feldhausen ein ungeschlachter Sebastian, den man Christian kaum zutrauen möchte. Dennoch können wir die qualitativ so geringe Verkündigung von Munderkingen (Tafel 2) höchstens für eine Arbeit eines ungeschickten Mitarbeiters halten. Um so erfreulicher ist die Entdeckung von Werken, wie der beiden Vesperbilder von Riedlingen und Unlingen oder auch einer Muttergottes von Ertingen, neben anderen.

Der kleine Band von Woedel, der sich nach seinen eigenen Angaben auf das in der Dissertation von Huber dargelegte Material stützt, behält neben dem Prachtwerk durchaus seine Eigenart und seinen besonderen wissenschaftlichen Wert, namentlich auch in einer auf sehr genauer wissenschaftlicher Vertrautheit mit der Kunst des Rokoko beruhenden geistreichen Wertung und Charakterisierung des künstlerischen Werkes und in der Eingliederung des Künstlers in die kunstgeschichtliche Situation und Entwicklung der Zeit.

In den eingehenden Erklärungen zu den Bildtafeln wird die Materie in gedrängter, aber erschöpfender Weise wissenschaftlich behandelt, mit kunstgeschichtlich bedeutenden Hinweisen und Bilderklärungen, und auch mit ikonographischen Erläuterungen, die, besonders wichtig immer für das Verständnis der barocken Kunst, noch manche wichtigen Aufschlüsse geben können.

Die 74 ganzseitigen Bilder, nach Aufnahmen von Jeanine Lebrun sind prachtvoll, gleichermaßen als fotografische Leistung wie auch in der Auswahl. In dem kleinen Band ist alles gegeben, was Wissenschaft und Kunstfreund in diesem begrenzten Rahmen sich nur wünschen können.

W. Fleischhauer

Rudolf Pörtner: *Mit dem Fairstuhl in die Römerzeit*, Econ Verlag, Düsseldorf (1959), DM 19.80. Eine journalistische Glanzleistung, die das von ganzen Gelehrten-generationen geprägte Großgeld zu kleiner Münze macht und unter die Leute bringt! Man verzeiht deshalb auch den reißerischen Titel und den Preis von 20 DM minus 20 Pfennig. Es gelingt dem Verfasser, das Ergebnis der Forscherarbeit von Jahrzehnten zusammenzufassen, die römischen Altertümer anschaulich darzustellen, als Denkmale vergangener antiker Kultur Deutschlands zum Leben zu erwecken und unsere römische Vergangenheit ins öffentliche Bewußtsein zu rufen. Dies gilt vor allem für Xanten, Neuß, Köln, Bonn, Mainz, Regensburg, Augsburg, Badenweiler, Worms, Trier. Leider kommt das Dekumatland, also vornehmlich unser römisches Württemberg, nur mit den wichtigsten Ortsbenennungen vor. Um im Stile des Werkes zu reden: auch bei uns, in Cannstatt nämlich, kann es vorkommen, daß man im Vorraum einer großen Weinhandlung auf die beachtlichen Reste einer 30 m davon entfernt gefundenen Jupiter-Giganten-Säule stößt, oder an einer Pfarrkirche, so in Wimsheim, einem eingemauerten Viergötterstein begegnet, der plötzlich das Erlebnis antiker Plastik weckt. Die römischen Schätze des Württ. Landesmuseums sind dem Autor anscheinend nicht bekannt. Und die Bemerkung, es würde um den Nachruhm des Limes bei uns schlecht stehen, wenn ihm nicht „Lehrer der Umgebung“ gelegentlich mit ihren Klassen einen Besuch abstatteten, kann der Einheimische nur mit einem hörbaren: Ha no! quittieren. Da ist also der Fairstuhl offenbar nicht tief genug gefahren. Freilich kann sich das bei uns Vorhandene nicht mit der Hinterlassenschaft jener großen römischen Metropolen messen. Es mußte nur klar gestellt werden, daß der, der sich über Einheimisches unterrichten will, nicht auf seine Kosten kommt; wohl aber der, der einen Überblick über die Gesamtentwicklung der römischen Kultur Deutschlands an Hand der hervorragendsten Einzelbeispiele gewinnen möchte!

A. Schabl

Karl Weller, *Württembergische Geschichte*. 4. Aufl. hrsg. von Arnold Weller. Stuttgart: Silberburg-Verlag 1957. 252 S. Lw. DM 8.80.

„Der Weller“, vor mehr als einem halben Jahrhundert erstmals erschienen, ist seitdem allen unentbehrlich geworden, die sich mit der Geschichte Württembergs beschäftigen. Der unvergessene, bis zu seinem Tode (1943) unermüdlich schaffende Altmeister der Landesgeschichtsforschung hatte vom Erscheinen der 3. Auflage an (1933) Material für eine Neubearbeitung gesammelt, das nun sein Sohn, Ministerialrat Arnold Weller, als Herausgeber der 4. Auflage mitverwerten konnte. Arnold Weller selbst hat in recht glücklicher Weise für das 19. und 20. Jahrhundert den Text seines Vaters umgestaltet und erweitert, auch die Darstellung für die bewegte Zeit seit 1933 in drei neuen Kapiteln bis zur Gegenwart fortgeführt. Die älteren Perioden (vor 1800) haben gegenüber den früheren Auflagen durchweg geringere Veränderungen erfahren; infolgedessen haben neue Vorstellungen vom staatlichen und sozialen Leben des frühen und hohen Mittelalters, wie sie die Forschung namentlich in den letzten fünfzehn Jahren erarbeitet hat, in das Buch noch nicht recht Eingang gefunden. Als Ganzes aber ist Wellers Buch nach wie vor unübertroffen; es gibt bis zum heutigen Tage kein zweites, das über alle Zeiträume und historischen Landschaften Württembergs so knapp und doch gleichmäßig, so zuverlässig und so sicher urteilend unterrichtet. In ihrer gemeinverständlichen, bewährten Form wird sich Wellers Württembergische Geschichte neue Freunde zu den vielen alten gewinnen.

W. Grube

Ruthardt Oehme, Joannes Georgius Tibianus. Ein Beitrag zur Kartographie und Landesbeschreibung Südwestdeutschlands im 16. Jahrhundert (Forschungen zur deutschen Landeskunde Bd. 91). Remagen: Bundesanstalt für Landeskunde 1956. 154 S. 17 Abb. DM 7.80.

Bei seinem Bemühen, einen tüchtigen schwäbischen Geographen dem Dunkel unverdienter Vergessenheit zu entreißen, ist dem Verfasser das Forscherglück in nicht alltäglicher Weise hold gewesen: er hat Tibians seit zweihundert Jahren verschollene Bodenseekarte wiederentdeckt (je ein Exemplar in London, Paris und Zürich) und ihn als Autor einer Schwarzwaldkarte von 1603 im Generallandesarchiv Karlsruhe bestimmen können. Für Kenner und Liebhaber der Landesgeschichte sind von besonderem Reiz die auf den beiden Karten eingezeichneten Ortsansichten. Oehme weist nach, daß diese „Veduten“ nicht gleichwertig sind: während die der kleineren Siedlungen vielfach nur als generalisierende Signaturen gelten können, hat sich Tibian bemüht, die wichtigeren Orte, zumal die ihm aus eigener Anschauung gut bekannten, in ihren repräsentativen Bauten nach der Natur wiederzugeben. Dies gilt namentlich für Freiburg, Überlingen, Salem, Riedlingen, Saulgau, Schloß Königsegg, Aulendorf, Waldsee und Biberach. So vermitteln Tibians Karten, wovon man sich aus ihren Reproduktionen in Oehmes Buch überzeugen kann, durch ihre Veduten wesentliche Züge der südwestdeutschen Kulturlandschaft des 16. Jahrhunderts wie kaum eine andere zeitgenössische Karte. Tibianus, der auf deutsch Johann Georg Schinbain hieß, ist um 1541 in Freiburg i. Br. geboren und wahrscheinlich 1611 in Überlingen gestorben. Sein Lebensweg hat ihn lange Jahre auch durch das später württembergische Oberland geführt. Er war Lateinschulmeister in Mengen, Saulgau, Biberach und Rottweil, ein stiller Gelehrter und zugleich doch ein entschiedener altgläubiger Parteigänger in den konfessionellen Kämpfen der beginnenden Gegenreformation. Seinem literarischen Fleiß verdankt man auch gereimte Beschreibungen des Bodensees und der Stadt Biberach, dazu eine Reihe längst vergessener kosmographischer und erbaulicher Schriften. Aus seinem Lebenswerk, das Oehme mit einfühldendem, aber auch kritischem Verständnis dem Leser nahezubringen weiß, ragen jene beiden Karten als Leistungen von bleibendem Wert hervor.

W. Grube

Karl Siegfried Bader und Alexander von Platen, Das große Palatinat des Hauses Fürstenberg (Veröffentlichungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv Heft 15). Allensbach/Bodensee: Boltze 1954. 358 S. DM 6.-.

Die Würde eines kaiserlichen Hofpfalzgrafen, das sog. Palatinat, hat in den letzten Jahrhunderten des Alten Reiches mit ihren mittelalterlichen Ursprüngen nicht mehr allzuviel gemein. Seit dem 16. Jahrhundert gab es eine große und eine kleine Pfalzgrafenwürde; die große wurde nur vom Kaiser verliehen und schloß das Recht zur Ernennung von „kleinen Hofpfalzgrafen“ in sich. Das große Palatinat diente im 17. und 18. Jahrhundert auch als Mittel kaiserlicher Politik; es wurde vornehmlich an den nach Wien orientierten reichsständischen Adel Süddeutschlands verliehen, nicht aber an die größeren Landesfürsten. Im Schwäbischen Kreise besaßen deshalb die Herzöge von Württemberg und die Markgrafen von Baden das Palatinat nicht, wohl aber die Waldburger, die Fürstenberger und einige noch kleinere Herren. Mit dem großen Palatinat war vor allem die Befugnis verbunden, in den erblichen Reichsstandsstand zu erheben, Wappen und Dokorate zu verleihen, unehlich Geborene und „unehrliche“ Leute (Scharfrichter, Kleemeister usw.) zu legitimieren. Das Haus Fürsten-

berg erhielt das große Palatinat 1627. Die im Donau-
eschinger Archiv vor langen Jahren von K. S. Bader ent-
deckten fürstenerbischen Palatinatsakten hat Platen in
dem vorliegenden Bande mit einer Einleitung heraus-
gegeben. Die sorgfältig ausgestattete Ausgabe erschließt
ein für die Familien- und Wappenkunde von Adel und
Bürgertum sehr ergiebiges Material, dessen Benutzung
durch Personen- und Ortsregister erleichtert wird. Unter
den durch das Haus Fürstenberg geadelten und legiti-
mierten Personen waren viele aus dem später württem-
bergischen Oberschwaben, nicht wenige auch aus Alt-
württemberg, wie etwa die 1628 nobilitierten Brüder
Wilhelm und Felix Bidembach, Angehörige der berühm-
ten und einflußreichen Theologenfamilie. Dies ein Bei-
spiel zeigt schon, wie weit die dankenswerte Veröffent-
lichung über das Genealogische im engeren Sinne hin-
ausführt in Bereiche der Sozialgeschichte und der all-
gemeinen politischen Geschichte Südwestdeutschlands.

W. Grube

Alfred Weitnauer, *Keltisches Erbe in Schwaben und
Bayern*. Kempten 1961. DM 14.80.

Die in der Widmung des Werkes gemachte scherzhafte
Anspielung darauf, daß der Verfasser und die Kelten
während der Entstehung der Arbeit „in Geduld ertragen“
worden seien, wollen wir beim Lesen beherzigen. Es ist
schade, daß Weitnauer, nach den Anmerkungen zu
schließen (ein Literaturverzeichnis wird leider nicht ge-
geben), die wichtigen Aufsätze Troeschers über Keltisches
an romanischen Kirchen, erschienen 1953 und 1954 in der
Zeitschrift für Kunstgeschichte, offenbar nicht kennt.
Seine wichtigsten Hinweise sind dort vorweg genommen,
zugleich aber wird bedeutet, daß die Übernahme kelti-
scher Formen – sofern von solchen die Rede sein kann –
nicht ohne entscheidenden Bedeutungswandel erfolgt sein
kann. Dies bedeutet immerhin eine starke Akzentverschie-
bung. Wenn uns Weitnauer eben dies lehrte, wäre hier
nicht viel zu sagen. Indessen, hören wir. Das berühmte
Alpirsbacher Kapitell der nördlichen Säulenreihe etwa,
mit dem sich schon Eugen Weiß, Ernst Fiechter, Manfred
Eimer und Peter Goeßler beschäftigten, ist bekanntlich
ein Engelskapitell, denn die Köpfe sind geflügelt und zu-
dem in ein unendlich umlaufendes Band verschlungen.
Dieses treffen wir beispielsweise auch an einem Kapitell
in Rosheim über einer Reihe von mit Nimbren versehenen
Köpfen: sichtlich die Heiligen im Himmel meinend. Weit-
nauer subsummiert S. 54 alle solche Erscheinungen (Al-
pirsbach wird abgebildet) unter dem Urteil: „Diese Stein-
bilder sollen ohne Zweifel abgeschnittene Menschen-
köpfe darstellen“. Er hätte von Troescher lernen können,
der über irisch christliche Kopfreihen zurück zum kelti-
schen Kopfkult geht, dabei aber zu dem – für seine
Beispiele (nicht Alpirsbach oder Rosheim) annehmbaren –
Schluß gelangt, es möchte sich dabei um Bannung teuf-
licher Mächte handeln. Er deutet also einen Bedeutungs-
wandel in einer Richtung an, die vom Kirchenvater Augu-
stin gewiesen wird, wenn er sagt, die Götter der Heiden
seien nun Teufel. Daß dieser Bedeutungswandel in Al-
pirsbach und Rosheim zudem noch viel weiter geht, und
nicht einmal formal eine Erinnerung an Keltisches vor-
liegen kann, steht, wie angedeutet, exakt fest. So wird
man auch das bei Weitnauer abgebildete Kapitell der
südlichen Säulenreihe in Alpirsbach nicht mit dem kelti-
schen Gott mit den Pferdeohren in Verbindung bringen
dürfen, denn diese Ohren dienen im Mittelalter ganz
allgemein zur Kennzeichnung des Teufels, in den sich der
antike Satyr oder Faun verwandelt hat (der seinerseits
die keltische Vorstellung angeregt haben mag). Hinzu
kommt, daß aus dem Mund des somit als Teufelshaupt
anzusprechenden Alpirsbacher Kopfes Drachen kommen!

Eine ähnliche Bildung an einem Kapitell der sog. Hart-
mannsäule der Goslarer Domkapelle, wobei die Drachen
die Hälse verschlingen, kann deshalb auch nicht mit der
keltischen Doppelschlange zusammengebracht werden,
die ihrerseits wiederum kaum ein Attribut des keltischen
Totengottes Ogmios gewesen sein dürfte. Man sieht, wie
weit man von der Vorstellung abkommen kann, der jene
Alpirsbacher Kapitäle tatsächlich ihre Entstehung ver-
danken (auf der Evangelienseite der Himmel, auf der
Epistelseite die Hölle oder dort das Gute, hier das Böse –
die Entscheidung, vor die sich der Mensch gestellt sieht,
in einem Kloster der Reformbewegung nur zu verständ-
lich). Auf dieser Linie hätten alle kritischen Äußerungen
zu dem vorliegenden Werk zu liegen. Die vier Köpfe
beispielsweise auf dem abgebildeten Oberstenfelder Ka-
pitell können nicht mit dem keltischen Totengott Ogmios
in Verbindung gebracht werden; nach der exakt zu be-
weisenden Heils- und Lebensbedeutung der Lilien, die
aus ihren Mündern gehen, sind sie am ehesten als Evan-
gelisten zu bezeichnen. Die drei bekannten Bärtlings-
figuren am Hirsauer Eulenturm sind jedenfalls nicht, auch
nicht andeutungsweise, mit einem zerlegten dreigesichti-
gen Gott der Kelten in Zusammenhang zu bringen, sie
sind auch keine heidnischen Priester, und die Tiere zu
ihren Seiten sind keine Opfertiere (dies an einem Bau-
denkmal der Hirsauer!). Greiner hat die Reliefs als astro-
nomischen Fries gedeutet; der Besprechende ist der Mei-
nung, daß jene Bärtlinge nach ihrer Tracht an diesem
Ort nur die „fratres barbati“, also Laienbrüder der Hir-
sauer bei ihrer Arbeit am Morgen, Mittag und Abend
bedeuten können und daß der andere Turm, nach dem
erhaltenen Rest, dem „opus dei“ der Vollmönche galt.
Über den dreigesichtigen Gott der Kelten, auf den sich
Weitnauer beruft, hat Troescher Ausführliches geschrie-
ben. Er hält die Darstellung von dreigesichtigen Figuren
an romanischen Kirchen für ein Mittel der Bannung des
zum Teufel herabgesunkenen ehemaligen keltischen
Dreikopfgottes. Daß dieser wiederum, entgegen Weit-
nauer, mit entsprechenden antiken Vorstellungen zu-
sammenhängt, sei nur am Rande bemerkt. Wichtiger ist
indessen, daß das Mittelalter eine satanische Trinität
kannte und diese somit auch dargestellt haben dürfte.
Die Figur, von der die Weitnauerschen Betrachtungen
ihren Ausgang nehmen, das mit gespreizten Beinen zwei
Hasen hoch haltende dreiköpfige Ungetüm an einem
Kapitell in Steingaden warnt den Gläubigen – der etwa
vom Kirchenvater Tertullian mit Recht dem Hasen
gleichgesetzt wird – vor dem Teufel, der Jagd auf ihn
macht. Es besteht also kein zwingender Grund, jene
Figur als Erinnerung an den keltischen Dreikopfgott an-
zusprechen, ihren großen Kopf mit keltischem Kopfkult
in Zusammenhang zu bringen, der gespreizten Beinstel-
lung eine phallische Bedeutung zu geben und schließlich
den Hasen als Fruchtbarkeitssymbol und Opfertier der
armen Leute mit jenem Dreikopfgott in Zusammenhang
zu bringen. Es handelt sich vielmehr um ein lehrhaft
didaktisches Motiv, nicht einmal um ein apotropäisches
(Unheil abwehrendes). Der abgebildete Bogenschütze
ferner am Gmünder Westportal ist kein Zentaur, son-
dern eine deutliche Mischung aus Drache und Bogen-
schütze; dieses teuflische Wesen zielt jedoch auf einen
Zentaur mit Schild und Schwert, der somit kein Sinnbild
des Todes sein kann (warum auch?), sondern eher das,
was der Physiologus (das von Weitnauer zu Unrecht
abgetane Tierfabelbuch) weiß: das Sinnbild eines Häre-
tikers. Das „verrenkte Männchen“ in Faurndau ist keine
Erinnerung an kultisches Aufs-Rad-Flechten, sondern es
zeigt sein Gesäß, eine Gebärde, die als magischer Wind-
schutz zu verstehen ist. Und dergleichen mehr. Das sel-
tsame Kreuzifix etwa auf dem Elisabethenberg bei Wald-
hausen stammt – nach dem abwehrenden Lententuch zu
schließen – aus der Zeit um 1500 und stellt ein Stück

echt bauerlicher Kunst des Mittelalters dar: es wird kaum angehen, den kissenartig gebildeten Nimbus mit der Erinnerung an keltische Kopfreliquien zusammenzubringen. Schließlich noch ein Hinweis. Weitnauer deutet die Tatsache, daß sich solche „vorchristliche Heilszeichen“ im württembergischen Kerngebiet der Hohenstaufen gehäuft erhielten, darauf, daß hier „ein größerer und reicher ausgestatteter Bestand an romanischen Kirchen“ vorhanden war. Dies dürfte nicht der Fall gewesen sein. Den Grund für die Häufung jener „Heilszeichen“ haben Jan Fastenau und Walter Klein zu Recht in den Beziehungen des staufischen Schwaben zur Lombardei erblickt, wobei die erwähnten und viele andere Motive illustrativer und apotropäischer Art zuerst vorkommen. Und hier eröffnet sich eher der Bezug zu Mittelmeerrischem, nicht zu Keltischem.

Adolf Schabl

Alfred Weitnauer, *Nix Kultura*. Kempten 1961. DM 5.85.

Ein köstliches Werk, das mit viel Humor und dem Ernst, der echtem Humor zugrunde liegt, über die Kulturlosigkeiten unserer Kultur handelt: den fabrizierten Unterhaltungsbetrieb – einschließlich Kofferradio und Märchenlangspielplatte („Großmutter als Konserve“) –, die steuerbegünstigte Arbeit der Werbebataillone (vgl. Grundgesetz über die Gewährleistung der Möglichkeit freier

Persönlichkeitsentfaltung), den Massenbesuch der „schönsten Kirche Europas“, die drehbare Elektrokrippe, den Miß-Kult, die Heimatfeste und „großen Heimatabende“ und vieles andere mehr. Es war somit berechtigt, zum Titel des Werkes ein Wort zu nehmen, mit dem die Russen im letzten Krieg die ihnen oft unverständlich erscheinenden „Segnungen“ der abendländischen Kultur ablehnten. Die Bilder von Balthasar Lippisch sind wundervolle Bildgrotesken – am besten ist wohl das fünffach „geblitzte“ Brautpaar am Altar gelungen, aber auch die amerikanische Divisionskapelle in bayrischer Tracht nebst Damen oder die vom Lautsprecher her buchstabenüberschütteten Kaffeehausbesucher sind nicht zu verachten.

Adolf Schabl

Rudolf Kiffmann, *Illustriertes Bestimmungsbuch für Wiesen- und Weidepflanzen des mitteleuropäischen Flachlandes*. Teil A: Echte Gräser (Gramineae). Selbstverlag des Verfassers, Freising/Obb., von Dallerstr. 20/1. DM 3.75.

Ein handliches kleines Gräserbestimmungsbuch mit 109 Abbildungen nach Federzeichnungen und sorgfältig durchdachter Schlüsselung, die es auch wohl dem Nichtbotaniker ermöglichen, die in Frage kommenden Gramineen in jedem Wachstumszustand zu bestimmen. O.L.

MITTEILUNGEN DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 16430

Veranstaltungen 1961

Wir verweisen auf die ausführliche Bekanntgabe in Heft 2/1961, S. 86 ff., und fügen hinsichtlich der in Heft 1/1961, S. 35 ff., bekanntgegebenen Fahrten hinzu:

Plätze sind noch frei bei den Studienfahrten „Ernsbach“ am 9. 7., „Alte Glocken I“ am 15. 7., „Heuneburg und Bussen“ am 16. 7., „Geroldseck“ am 10. 9., „Alte Glocken II“ am 23. 9.

Für die Studienfahrt „Hochrhein und Untersee“ am 16. und 17. 9. können trotz reichlich eingegangener Anmeldungen weitere Plätze nach Maßgabe des Fassungsvermögens des Schiffes vergeben werden.

Die Studienfahrt nach Wien wird vom 30. September bis 5. Oktober wiederholt; es sind noch einige Plätze frei.

Folgende Studienfahrten des Jahres 1961 werden 1962 wiederholt werden: „Mosel“, „Rund um den Chiemsee“, „Bayreuth, Oberpfälzer Senke und Fichtelgebirge“, „Eichstätt mit Altmühltal“.

Die Studienfahrt „Schussenried, Steinhausen und Buchau am Federsee“ wird am 24. September wiederholt.

Unsere Ortsgruppe Heilbronn unternimmt vom 30. September bis 4. Oktober eine Studienfahrt nach Nordtirol; hieran können Mitglieder im ganzen Land teilnehmen (Zustiegemöglichkeiten in Stuttgart und Ulm). Dieser Fahrt liegt die Strecke der gleichartigen Stuttgarter Studienfahrt des Jahres 1958 zugrunde (vgl. Heft 1/1958 der „Schwäbischen Heimat“, S. 38). Als Unterkunft steht wiederum Hotel Volderwaldhof ob Hall zur Verfügung. Die Anreise erfolgt über Füssen und den Fernpaß. Am zweiten Tag werden Hall, Volders, Schwaz, Rattenberg mit ihren schönen alten Kirchen, Schlössern, Rat- und Bürgerhäusern und Klöstern besucht. Der 3. Tag gilt einem Ausflug zum Großglockner (Großglocknerstraße bis Edelweißspitze). Am 4. Tag finden Führungen durch die Stadt Innsbruck mit Schloß und Kirchen statt, dazu das bedeutende Schloß Ambras. Die Rückfahrt geschieht am 5. Tag über Arlberg, Feldkirch und Bregenz. Es führen Dr. Siegfried Trautwein als erfahrener Alpengeologe und Hofrat Dr. Ringler vom Tiroler Volkskunst-Museum. Teilnehmergebühr 69 DM, dazu 4 Tage Vollpension zu je 89 Schilling im Tag (rund 13.75 DM).